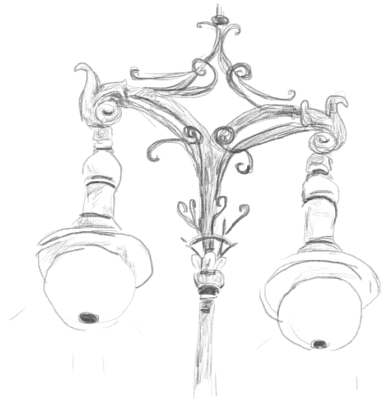
In der Weserstraße sonnt sich ein Haus

Literaturanthologie mit Texten studentischer Autor*innen



Vorwort 4

Kapitel I Berlin Stories **6**

2018 – Charlotte Wührer 6
2019 – Josephine Bätz 20
2020 – Dana Vowinckel 50

Kapitel II Berlin Stories – Finalist*innen **98**

Ina Raterink – Montagmorgen., Frühling – mein Weg in die Gothic-Szene, Kastanienallee 99

Helen-C. Boldt – Stückwerk 102

Florian Lehmut – ~~Falken~~see 104

Elisabeth Pape – Titellos 1.–7. 107

Julia Dorsch – Texte 110

Julian Goldmann – Treffpunkt Späti 112

Leon Disser – Ahnenkunde in Kreuzberg 115

Jasmin Veeh-Chaudhry – Gasworks Park / Gleisdreieck, U2 117

Vinzenz v. Thuine – Nacht und Tag 120

Kapitel III Lies los! **126**

Gary Flanell – Taxifahrt in den Straßen der Musik 127

Jacob Segler – Mondgesicht 131

Ulrike Günther –
Die Murmel oder Der Preis der Freundschaft 134

Sally Strauchmann – Berlin. 140

Alina Klisch – Von unfertigen U-Bahnhöfen 143

Hannes Kroke –
Aus der Reihe Moderne Märchen – Metaphorical Tales 145

Marie Zoom – Carlos, das Messer und ich 148

Maleen Harten – Irgendwas dazwischen 151

jô osbórnia –
des körpers und geistes einer radikalen südländerin 162

Kapitel IV TextTransit **166**

Lilith Tiefenbacher – Anfang einer Schneelandschaft.
Verschwommenes Ufer mit Astronauten 167

Christina Focken – Ein Brief aus Buenos Aires 170

Kutluğ Kocabaş – Off The Shores 176

Laura Karoline Rogalski – do i look like andy warhol 183

Giselle Bernard – An Archaeology of Body 187

Kapitel VI Biografien der Autor*innen **194**

Impressum 204

VORWORT

Sprache kann Vieles sein. Vor allem in Form von Literatur ist sie ein Zugang zu anderen Realitäten und Perspektiven. Sie kann unsere Sicht auf die Welt um uns herum verändern und uns neue Einblicke geben. Sie kann uns aber auch zeigen, wie beschränkt unsere eigenen Perspektiven sind und wie viel wir noch zu lernen haben. Gerade in der Literatur ist und war Sprache immer wieder ein grenzsprengendes Phänomen. Sie bringt Menschen zusammen und öffnet Räume, um Gedanken und Perspektiven mit anderen zu teilen.

Im Jahr 2015 wurde der Bereich Kultur & Internationales, als jüngster Bereich des studierendenWERKS BERLIN gegründet. Die Leitsätze unserer Kulturarbeit lauten: „Kreativität fördern", „Raum geben" und „Diversität leben". In fünf Jahren wurden zahlreiche Formate und Events realisiert, die auf diesen Grundsätzen aufbauen. Es gibt Ausstellungsformate, Lesungen, Theaterprojekte, Konzerte, Kurse und vieles mehr. Durch die Projekte sollen Freiräume geschaffen werden, in denen sich die Studierenden voll und ganz ihrer Kreativität widmen, in denen sie sich mit Gleichgesinnten austauschen und voneinander lernen können.

Literatur ist die Sparte unserer Kulturarbeit, in der das sprachliche Ausdrucksvermögen von Studierenden sich besonders entfalten kann. Kreativität fördern wir hier durch unterschiedliche Ansätze, die sich gegenseitig ergänzen. Zum einen ist die Leseplattform *Lies los!* im Sinn eines partizipativen Kunstverständnisses gedacht: Alle Berliner Studierenden, die eigene literarische Texte schreiben, können diese bei *Lies los!* vortragen und sich anschließend den Fragen des Publikums stellen. Das Stadtschreiber*innenprojekt *Berlin Stories* fängt dagegen über den Zeitraum von einem Jahr die literarische Stimme einer/eines Autorin/Autors ein. Eine Jury wählt dabei jedes Jahr eine*n neue*n Stadtschreiber*in aus zahlreichen Bewerbungen aus. Das Projekt ist bis jetzt einzigartig in Deutschland. Unser neuestes Projekt *TextTransit* berücksichtigt die Internationalität der Literaturmetropole Berlin: In der interkulturellen Schreibgruppe, die von verschiedenen Berliner Autor*innen

„Die Sprache ist der Schlüssel zu Welt."
Wilhelm von Humboldt

geleitet wird, können Studierende über einen längeren Zeitraum hinweg an ihren literarischen Texten arbeiten. Die Schreibgruppe richtet sich sowohl an internationale Studierende, die in ihrer eigenen Sprache oder auf Deutsch schreiben wollen als auch an deutschsprachige Studierende, die interkulturell interessiert sind.

Die vorliegende Literaturanthologie versammelt Texte aus den letzten drei Jahren studentischen Schreibens. Den Hauptteil nimmt dabei das Projekt *Berlin Stories* ein. Die bisherigen Stadtschreiberinnen Charlotte Wührer, Josephine Bätz und Dana Vowinckel schreiben stilistisch sehr unterschiedlich über ihr Leben und ihre studentische Perspektive auf die Hauptstadt. Anschließend daran finden sich Texte der Autor*innen, die es bei ihrer Bewerbung bei *Berlin Stories* auf die vorderen Plätze geschafft haben. Die Vielfalt junger literarischer Stimmen und die unterschiedlichen Perspektiven von Studierenden in Berlin zeigt sich auch in den Texten der Leseplattform *Lies los!*. Zuletzt finden sich die Texte der Teilnehmer*innen der ersten *TextTransit* Schreibgruppe, die im Sommersemester 2020 ins Leben gerufen wurde. An diesen Texten wird besonders deutlich: Berlin ist sowohl internationale Kunstmetropole als auch internationaler Wissenschaftsstandort und bietet Raum für vielfältige studentische Stimmen. Wir als studierendenWERK BERLIN freuen uns, diese kulturelle Diversität studentischer Künstler*innen in unserer Stadt zu fördern. Wir schaffen so Entfaltungsräume und regen einen offenen Austausch an.

Petra Mai-Hartung
Geschäftsführung

I

Berlin Stories

2018

Charlotte Wührer

AUS DER GERÜCHTEKÜCHE

Aus der Gerüchteküche kam es, third-hand, von Musiker zu Musiker zu mir ins Ohr geflüstert: Beim Imposter-Syndrom hilft es nur, beim Laufen durch die Stadt nach oben zu gucken. Look up at the tops of buildings. Nicht ständig auf die eigenen Füße, wie sie Risse und Spalten im Bürgersteig vorsichtig vermeiden.

Also schaue ich nach oben und werde direkt angeklingelt.

„Sag mal!“, brüllt eine Frau auf einem eingängigen Hipsterrad.

Was soll ich schon sagen? Ich gucke wieder nach oben, die Wolken ziehen schnell über den Himmel und verschwinden irgendwo über der Hasenheide. Mit knallrosa Zuckerwatte kommt fast jeder vom Parkeingang raus und ich frag mich, ob das eine was mit dem anderen zu tun hat.

Es wird wieder geklingelt, ich stolpere und falle in eine Kiste rein. Ein Mann steht vor mir. Wir befinden uns auf dem Fahrradweg, und es scheint uns beiden ein bisschen egal zu sein.

“What you do?“, fragt er.

“Looking at the tops of the buildings,” antworte ich.

“Non, non“, sagt er, irritiert. “You must be an earthworm like me. Verstehst du?“ Er switcht ins Deutsche.

„Ein Regenwurm soll ich sein“, nicke ich.

“Eyes on the ground“, sagt er. „Weil, guck mal hier.“ Er zeigt auf eine Kiste. „So viele Bücher“, sagt er, oder vielleicht sagt er es auch auf Englisch: “So many books.”

„Stimmt“, sage ich, vielleicht lache ich auch nur.

In den Kisten krabbeln Spinnen, es gibt Staub und Dreck aber auch Wörter, so viele.

„Deutsch?“, fragt er. „Englisch? Französisch?“

„Deutsch“, sage ich. „Und Englisch.“

„Ah, Deutsch“, sagt er.

„Und Englisch.“

„Ah.“ Es zieht eine zweite Wolke Irritation über sein Gesicht. Er denkt nach und beschließt, dass es akzeptabel ist.

“I am astrophysicist,” meint er dann. “So many useful informations. I have them all. I know all about the world.”

Seine goldenen Zähne blinken mich in der Abendsonne an.

“Please, tell me one.” Ich bin sehr neugierig. Ich sammle useful information.

„Ahahaha“, lacht er, ohne sein Gesicht viel zu bewegen. Er tippt mir eins, zwei, drei Mal auf die Schulter, ein Geheimzeichen, seine useful information in morse code. „Weißt du?“, fragt er.

„Ja“, nicke ich. „Danke. Merci.“

“Ah, merci, merci! You are French! French earthworm.” Er grinst und weg ist er.

NOTES FROM A SEMINAR: MIGRANT NARRATIVE #3

Good afternoon, ladies and gentlemen
A show of hands for attendance in body at least.
The sky a clingfilm blue blanket
And we're already slick like otters
Sticking already to seats with legs
Pooling already away.

According to attendance, we're diminishing and dwindling.
Detox-drink blasted spinach demonstratively,
kick self for demonstration,
open book mime reading,
make auto pilot notes:

"It points to the fact that //
the sky //
a palimpsest //
ties into //
each part of time //
whether we stay or come back //
leave from A and arrive by B //
a meanwhileness that means //
we are all migrants //
according to the text //
'in their phones were antennas and these antennas sniffed out an invisible world' //
until it is suddenly no longer possible //
to send messages"

(we do anyway)
Hi
(under the table)
Hola chica
(comparing imposter syndromes)
she must have made a mistake
(from across the seminar room)
No way am I that good

(skeptical reply)
(gratitude for compliment)
(yellow smiling angel face // blue halo)

The falling rubble of thunder cracks the sky lengthways
and the dome of the leaking library
we call The Brain
quivers ominously.

WHAT'S GOING ON OUT THERE

In my bed-bound state, the flu and its origins become a low budget whodunnit, replete with wonky, sepia-washed flashbacks. Who did I brush up against that one time I took the U-bahn? Was it the unbridled excitement of seeing Chris in her unbuttoned red silk shirt doing powerful sexy French dancing at the Christine and the Queens gig? Or was it the little white lie I told, the time I claimed I was ill precisely one day before I became ill? Was it the open window, blowing smoke rings from it into a Hinterhof on Skalitzerstrasse as a man opposite brushed his teeth and danced, was it the bad wine, the nervous sweating up three flights of stairs, the mad dash across Berlin to hand in a late semester essay?

The clocks change the day after I finish having the flu. Apparently we're all a bit jet-lagged, and if we're not, we should be. We would be if we went to bed like clockwork. The sky swallows Schöneberg up charcoal-grey, while my back is quite literally turned at work. It's dark long before I cycle home now.

What's going on out there? asks E, when I get back. She has the flu now, too. Die Decke fällt mir auf dem Kopf; the ceiling is falling on our heads; we're Wick VapoRubbed out and floundering under tissue snow drifts, backs aching from lying.

What's going on is a fine drizzle is falling. The man cycling in front of me down Urbanstrasse swerves around the spaces where the tree roots lie dormant under the bike lane, weaving away onto the pavement and then back again. Nine times out of ten, there's nothing there. It makes me nervous, in the dark.

What's going on is, it's Halloween, and every child I have seen traipsing with paper bags full of potential through Graefekiez is either a pirate or Dracula. The mothers are the most into it. Back at home, there's not a single cough drop left. We turn the lights off. Last year, the kids smeared toothpaste on my door knob. The year before that, it was ketchup.

The homeless man who often sits in the bus shelter round the corner is sitting in the bus shelter round the corner. As usual, he holds a book several centimetres away from the tip of his nose and reads under the dim glow of the street lamp. I think about stopping to ask what he's reading. It has at least six hundred pages; most of his books do. His prescription is probably wrong and his gloves are fingerless. I don't stop; I will wait until it's really cold and then supply him with tea in thermos cans. Where does he sleep? I want to ask. Where does he get his books from? Does he have any recommendations? What's his name?

Fatigued by prolonged exposure to the outside world after a lengthy chicken broth-fuelled convalescence, I make it to the Freie Universität for the first time since the new semester started. I'm done with seminars and have only my thesis to write. I feel as anonymous walking through the Rost und Silberlaube campus as I do at the supermarket or the gym, and miss the group of people I met in my first semester two years ago with such force that I almost turn back. But then I remind myself that I'm here for a reason, pull myself together and meet my supervisor before picking up more books from the library than fit in my rucksack. On the way home, delighting in a chapter on Absent and Wicked (Step-)Mothers, I celebrate having come to my senses and sparing myself six months of intensive Shakespeare immersion. Winter hibernation needs more postmodern fairy tale novels, more of Helen Oyeyemi curled up with me against the hot tiles of my coal oven, Angela Carter making the occasional appearance.

The U-bahn again, Ersatzverkehr again. A man sneezes and I take cover behind the hardback I'm holding. What's going on out there is mass malaise, grey people dragging themselves feverishly across the city, queues snaking from the Apotheke door and out into the rain. They've run out of free tissues, they tell me at the counter. Stay at home if you can, they say. It's a risky time to be out and about.

SLEEPLESS IN WEDDING

Ich bin in Wedding auf eine Kücheneinweihungsparty eingeladen, und steige Amrumer Straße aus.

„Der Wedding kommt": die Graffitis gibt es nicht mehr. Vor vier Jahren, als ich noch da gewohnt habe, stand es immer wieder mal an den Kacheln, eine kompakte schwarze Schrift auf weiß. Die Botschaft wurde regelmäßig weggeschrubbt, aber sie tauchte immer wieder auf. Der Wedding kommt, dann doch nicht, dann doch wieder.

Der Wedding riecht noch genauso wie damals. Abgas, erst mal. Waschmittel. Aufregung. Der türkische Obst- und Gemüseladen steht noch. An meiner alten WG laufe ich schnell vorbei. Die haben mich im ersten Monat getauft – Karlotta, Karl Otter, Karl. „So süß ist sie", meinten sie nach dem Casting, und ich konnte drei Jahre lang das Wort nicht loswerden.

In Wedding bebte mein kleines Zimmerchen bei jedem LKW, der vorbei fuhr. Es gab eine Matratze auf den Dielen, sonst nicht viel mehr. Der Boiler ratterte und rauschte mit der ersten Dusche um halb sieben Morgens. Nachts seufzte er, als ob er schlecht träumte. Ich stellte ihn aus und wurde stattdessen mit dem ersten Wecker wach, stellte den Boiler wieder an.

Mai 2014 schrieb ich um 5 Uhr morgens: "Sitting on the windowsill, queen of my long, ugly street, watching the waxing and waning of traffic at the lights."

Als ich dann gar nicht mehr schlief, lief ich oft durch den Wedding um drei, vier, fünf, sechs Uhr morgens. Der Sprengelkiez erinnerte mich im Dunkeln an den Graefekiez. Mit dem einen Mitbewohner leckte ich die Regentropfen von Windschutzscheiben. Mit meiner Mitbewohnerin habe ich vor der Pizzeria rumgeknutscht. Wir hatten zwei Balkone und kifften alle viel, starrten wie hypnotisiert die Flugzeuge an, die von Tegel starteten und landeten. Gegenüber leuchtete nachts die Charité.

Februar 2013 legte jemand den ausgetrockneten Weihnachtsbaum auf den Grill neben die Köfte und es kam die Feuerwehr. Die Nachbarn wurden geweckt und auf die Straße geschickt.

Seit Wedding kann ich nicht ohne Ohropax schlafen. Es kann totenstill sein; ich kapsle mich trotzdem ab und rausche selbst wie das Meer. Sonntags, spätabends kribbeln meine Fingerspitzen immer noch manchmal kalt wie bei Höhenangst und ich weiß dann, es wird nicht geschlafen, bis es fast wieder hell ist.

DIE TIERE KOMMEN

Erst Hummeln, die sich tot stellen. Vorm Fenster, am Fenster, im Fenster. Sie sind da, Flügel gespreizt, atemlos; ich blinke, dann sind sie weg. Es gibt ein Loch draußen in der Hauswand, davor ein Haufen abgebissene, ausgespuckte Wandstückchen, und ich vermute die Hummeln haben etwas damit zu tun.

Maikäfer in den Haaren. Bedrohlich brummen sie wie kleine Bären. Es gibt was Lebendiges, Hartes, etwas kaltes Lautes, wenn ich mir mit meinen Fingern die Haare aus den Augen streiche. Ich kriege Gänsehaut. Die Aufkleber die meine Großmutter auf ihre Geburtstagskarten an mich klebte, waren eine bunte Lüge. Maikäfer

lächeln nicht.

Eine Mücke im Bett.

Kellerasseln im Kaffee.

Noch mehr Gänsehaut. Die Gänse, die gibt es auch noch, und Tauben, und Pfauen, die lauter schreien als Eichhörnchen, lauter als Katzenkinder, so laut wie Füchse mit Tollwut.

Eine Wespe im Becks. Dann im Mund. Zweimal berühre ich sie mit meiner Zunge.

Ameisen im Gesichtswasser.

Spinnen in der Dusche, Frederick und Frederick und Ferdinand und Frederick: ich kann sie nicht auseinanderhalten aber sie, zumindest sie, sind auf meiner Seite.

Schmetterlinge im Bauch.

Hunderttausende unsichtbarer Tiere, die in und an meinem Körper wohnen. Als Kind schneidet man sich den Zeigefinger und schmiert das Blut auf eine Glasscheibe, um es unter ein Mikroskop

zu stecken. Eindeutig. Da bewegt sich was. Seht ihr? Es wird geschrien am Esstisch, eine blutige Glasscheibe wird rumgewedelt. Diese Tiere, die aussehen, wie wenn Libellen übers stille Wasser fliegen, aber nicht wie die Libellen selbst, sondern wie die Wasseroberfläche, wenn es fast gar nicht, aber gerade genug von haut-, nein, von hauchdünnen Flügeln berührt wird, diese Tiere fliegen auch rum, die Eltern schreien laut mit und schmeißen sich unter den Tisch, Arme über den Kopf in lightening position, Augen zugekniffen.

Mehr Tiere kommen. Ein Hund zu Besuch.

Motten im Mehl.

Auch größere. Die Ziegen und Kamele brechen durch ihre Zäune in der Hasenheide, laufen gemeinsam zur Ampel und warten auf Grün. Dann ist es nicht mehr weit. Einmal über die Straße, dann sind es nur noch neun Kamel-, dreizehn Ziegenschritte. Es klingelt an der Tür. Ich bürste mir die Maikäfer von den Haaren, schüttle mich einmal kräftig, wie ein Hund, um die unsichtbaren, kleineren ein wenig zu lockern und zu lösen, und dann mache ich auf.

ADIOS FU, FOR NOW

Sie fällt weg, die zweitletzte stabile Struktur. Aufstehen, essen und lesen, was schreiben, schlau muss es nicht unbedingt sein, nur so klingen. Hauptsache, es wird was geschrieben. Und wenn es überzeugt, sich selbst sogar manchmal, umso besser. Schnell losradeln, sich in die Bahn setzen und das letzte Mal zu spät und nassgeschwitzt ankommen.

Jeder hat was vor sich liegen auf dem Tisch, im Mund, im Kopf: Kopfhörer, Laptop, Kaugummi, Kuchen, Notizen, die Maske – bloß nicht lächeln – das sich ständig Melden oder überhaupt nicht, Schwamm sein. Die Professorin lädt ein auf ein Kaffee, ein Radler, Hanuta.

We've run out of steam.

Das letzte Mal Mittagessen an grauen Metalltischen unter grauen Wolken. Wohin mit dem Mais? Anywhere but under the spinach. Nicht, dass sie flüstern, an der Kasse, wir würden es verstecken wollen, den teuren Mais, rausschmuggeln um ihn unter freiem Himmel zu verzehren. Pro Maiskorn 20 Cent oder so. Überraschung #1: die Gazpacho müssen wir warm essen. Und noch eine, und noch zig mehr. So spät am Tag noch Geheimnisse rauszukitzeln, schade eigentlich, denn am letzten Tag ist es fast zu spät. Wer hat Kinder, wer wird Oma, wer ist schon ganz woanders eigentlich? Wer ist double agent, wer Superheld, wer so still cool gewesen, dass wir das Boot verpasst haben? Was machen wir damit? Aufschreiben, ausdiskutieren, weiter erzählen und loswerden.

Wer ist verknallt? Wahrscheinlich mindestens die Hälfte. Das letzte Mal auch ein ungewolltes Kichern wie in der Schule von sich geben, es platzt aus einem wie gestautes Wasser und fast könnte man darin ertrinken. Rot anlaufen, sich nicht richtig verabschieden. Einen Polnischen, Französischen, Deutschen machen, einen Britischen (im Wegrennen sich dafür entschuldigen).

Es fallen auch die Leute weg, aber nicht alle. Eine kommt entgegen

getanzt auf einem Festival im Wald im Nirgendwo, nackte Füße auf einem Teppich im Dreck zu Elektro. Wir werden mit Wassernebel angesprüht wie ausgetrocknete Pflanzen.

Die Masterarbeit flüstert ganz, ganz leise, kaum zu hören: fang doch jetzt schon an. Ich kaufe mir einen neuen Highlighter, lege ihn sorgsam in irgendeine Ecke, und schon ist er weg, vielleicht liegt er aufgesaugt mit den toten Wespen im Staubsaugerbeutel.

Erst mal Sommer.

2019

Josephine Bätz

WG-GESPRÄCH

INN. KÜCHE EINER STUDENTEN-WG – TAG

Die Küche einer Altbauwohnung in Tempelhof. Gemütlich, aber etwas durchgewohnt. Generationen von Studenten haben hier über die Jahre ihr Lager aufgeschlagen und beim Auszug alles Mögliche zurückgelassen: Auf dem Küchentisch und den Ablageflächen stapeln sich mindestens fünf Toaster, ein löchriger Topf –wie hat jemand das hinbekommen?–, Teller und haufenweise Geschirrtücher, eingehüllt in unterschiedlich dicke Schichten von Schmutz. Der Wasserhahn über der Spüle lässt sich nicht vollständig zudrehen, er tropft deutlich hörbar vor sich hin. Im Hintergrund setzt das Geräusch einer Bohrmaschine ein. Bricht ab, geht wieder los. Es kommt aus der Nachbarwohnung. Am Tisch in der Mitte des Raums – der viel zu neu wirkt für das zusammengestückelte Ambiente – sitzt JULE. Sie hat ein Buch vor sich, in dem sie angestrengt zu lesen scheint. Wir können den Titel nicht erkennen, aber sie hält es kopfüber. Hin und wieder nimmt sie einen Stift zur Hand und notiert sich etwas auf der Tischplatte.

Die Tür öffnet sich, und JULIUS betritt den Raum. Im selben Moment stoppt der Bohrer; im weiteren Verlauf ist er immer mal wieder im Hintergrund zu hören. JULIUS stoppt kurz, hört hin; dann geht er zur Spüle, lässt den Wasserkocher volllaufen und macht sich einen Tee. All das findet schweigend statt. JULE sieht erst auf, als er sich auf einen der Stühle setzt und seine Tasse mit dem Teebeutel neben ihr auf dem Tisch abstellt. Sie nickt kurz, nimmt die Tasse in die Hand und trinkt einen Schluck.

JULE
Nett von dir.

JULIUS
Das war meiner.

JULE
Kannst dir ja einen neuen machen.

Sie vertieft sich wieder in das Buch.

JULIUS
Wie war die Klausur?

JULE schreibt noch ein paar Buchstaben auf die Tischplatte, klappt das Buch zu und legt es beiseite.

JULE
Ganz okay. Wäre auch scheiße gewesen, die wiederholen zu müssen. Ich bin schon zwei Semester hinterher.

JULIUS
Und du studierst nochmal...?

JULE
Biologie.

JULIUS
Ich bin mir ziemlich sicher, dass letzte Woche die Antwort Medizin war.

JULE
Spielt das eine Rolle?

JULIUS
Mm. Was den Sonntag angeht.

Der Satz bleibt in der Luft hängen.

JULIUS
Also, ich weiß nicht, ob das...wo ist eigentlich Julia?

JULE
Juliana. Sie hasst es, wenn du sie Julia nennst.

JULIUS
Was sind das überhaupt für bescheuerte Namen?

JULE geht darauf nicht ein, sondern nickt stattdessen in Richtung des Bohrmaschinengeräuschs.

JULE
Sie trifft die Vorbereitungen.

JULIUS
Also, ich wollte das eigentlich
mit euch beiden besprechen,
aber... sie macht was?

JULE
Man muss so was vorbereiten.
Das war dir klar, oder?

JULIUS
In unserem Haus? Wollt ihr
gleich noch ein Schild an die
Tür hängen?
Ich dachte, ihr seid Profis!

JULE
Sind wir. Und das ist absolut
nicht deine Baustelle. Deine
Aufgaben liegen
ganz woanders.

JULIUS
Genau darüber will ich mit euch
reden. Ich glaube, ich kann das
nicht. Nee, ich weiß, ich kann
das nicht.

Für JULE scheint das nicht unerwartet zu kommen. Eigentlich wundert es sie, dass es so spät zum Thema wird.

JULE
Und darauf kommst du jetzt
warum?

JULIUS
Ich kann's echt nicht. Ich weiß
zu schätzen, was ihr für mich
getan habt. Aber...

Ihr Gesichtsausdruck ändert sich nicht im Geringsten, der Tonfall bleibt genauso beiläufig wie zuvor. Aber es wird deutlich, dass sie sich nun auf ein anderes – und sehr gefährliches – Terrain begeben. In dem ein eigentlich eher unbedarfter Sportstudent mit Sicherheit nichts zu suchen hat.

JULE
Wir hatten eine Abmachung.
Aber das weißt du.

JULIUS
Vielleicht gibt es irgendeine andere Art, auf die ich euch entschädigen kann? Ich kenn die Preise nicht, aber etwas Geld krieg ich bestimmt zusammen.

JULE
Wir haben keinen Preis. Deshalb bist du zu uns gekommen.

Er will etwas einwerfen, aber sie winkt ab.

JULE
Wir haben uns deinen Fall angehört. Juliana und ich haben entschieden, dass die Angelegenheit unsere Aufmerksamkeit wert ist. Es ist wichtig, dass du das verstehst. Wir schicken sehr viele Leute weg.

JULIUS
Der eigentliche Grund, aus dem ich zu euch gekommen bin, war, dass ich das nicht selber auf die Reihe bekommen habe. Da ist es doch etwas ironisch, dass ich jetzt jemand Wildfremdes...

JULE
Das ist die Bezahlung. Danach kannst du hier sofort weg. Obwohl, aus der Wohnung solltest du am besten schon vorher.

JULIUS
Warum?

JULE
Gasexplosion.

JULIUS
Ich soll ne ganze Wohnung in die Luft jagen?

JULE
Die entsprechende Person wird da sein.

JULIUS
Aber…

JULE
Sonst kriegt niemand was ab. Das ist mein Job.

JULIUS
Wofür braucht ihr mich denn dann?

JULE
Wir brauchen dich gar nicht. Du bezahlst.

JULIUS
Ich hab keine Ahnung, wie man… sowas… macht.

JULE
Das erklären wir dir. Und am Freitag vorher ziehen wir aus. Du auch.

JULIUS
Wirkt das nicht verdächtig?

JULE
Haben wir beim Einzug fest-gelegt. Der hier ist persönlich – wenn man so will.

Sie sieht ihn abwartend an.

JULIUS
Ich mach mich dann mal auf zur Uni.

Er steht etwas hastig auf.

JULIUS
Bis später.

Auf dem Weg zur Tür vermeidet er JULES Blick. Das Bohren hat aufgehört und das Tropfen des Wasserhahns klingt unnatürlich laut. JULIUS wird sich so weit wie möglich vom Acker machen; so viel ist klar. Am Freitag zumindest ist er mit Sicherheit nicht da. JULE macht keine Anstalten, ihn aufzuhalten; sie schaut ihm nur schweigend zu. Fast abschätzend. Bevor er aus der Küche tritt, dreht JULIUS sich noch einmal zu ihr um.

JULIUS
Der Typ, wie heißt er?

JULE
Im Moment? Peer Winter.

Der Name wird gedanklich ad acta gelegt. JULIUS muss nur noch ein öffentliches Telefon irgendwo finden, von dem aus er anonym anrufen und den Mann warnen kann. Aber die Formulierung lässt ihn aufhorchen.

JULIUS
Und sonst?

JULE
Als ich ihn kannte? Julius.

ENDE

[im durchschnitt sind wir alle]

erwachsen und bürgersteige rollen
wo wir uns treffen hastig ihre bordsteine hoch
niemand entschuldigt sich und noch weniger
bei anderen wir sagen wir halten uns
anstatt wir sind normal

es ist busstreik und trotzdem sieht man kein
fahrrad stattdessen steht man
an grün verstahlten bahnhöfen
schaut der uhr beim lügen zu jemand
hat vergessen die anzeigen auszuschalten
und sie überschlagen sich mit neuen
wünschen zur abfahrtszeit

tauben haben die gleise weißgeschissen
dazwischen ritzen flaschenreste den mäusen
die füße auf sie versammeln sich
zur diskussion

graffiti an den wänden haben zum abend
eine andere distanz und die hochhäuser
blinken morsecode oder das was sie davon noch
wissen auf die wartenden zurück

wo wir umgeben sind von dingen die gewalt
erfahren lassen sich bruchstellen leichter verstehen
oder zumindest entlangtasten mit fingern aus
schmirgelpapier das rauhe abschleifen
bevor jemand anderes es bemerken kann

NACHVERFOLGUNG VON STRASSENDOKUMENTEN

Es ist zu warm, und zu kalt. Ich entscheide mich gegen den Tag und gehe spazieren. Draußen zittert die Luft. Wer zu lange auf Scheiben starrt, bringt sie zu Bruch, also halte ich den Blick nach vorne gerichtet. Es ist ruhig hier – Unterführungen dämpfen die Zeit. Wer sie betritt, bewegt sich auf einmal durch zäheren Schleim. Von der Autobahnbrücke schaut mir eine Taube zu, die Flügel ordentlich gefaltet. Sie wartet. Am Straßenrand steht ein Motorrad, moosgrün geworden; es passt sich der Umgebung an. Beim Auftreten schade ich dem Gehweg, aber er hat versprochen, es mir nachzusehen. Ich denke übers Schreiben nach, und über die Schilder an jeder Ecke, auf die nur kurze Blicke fallen und, um die sich kaum jemand kümmert. Vor dem Geschäft duckt sich Obst unter die Markise und gegenüber steht ein Fischrestaurant. Ich sammle Informationen und schreibe sie auf wie bei einer Observation: Feuerwehrzufahrt, eine Matratze auf dem Bürgersteig, das 30-Zone-Schild steht schief. Gerade schief, nicht umgeknickt, als hätte es sich bewusst für die Karriere als lokale Sehenswürdigkeit entschieden. Aber das hier ist Berlin.

Ich gehe weiter. Graublaue Häuser mit Balkonen; aus dem Augenwinkel betrachtet, rücken sie näher zusammen. Die Kreuzungen sind überschaubar, aber ausgewalzt, um Platz zu schaffen. In den Seitenstraßen verstecken sich geometrisch perfekte Schulgebäude. Es gibt Hirsche in den Fenstern und eingemeißelte Sonnen über den Türbögen. Die Schilder verschwimmen: Bitte den Rasen nicht betreten. Bitte das Paradies nicht betreten. Hunde sind fernzuhalten. Sie haben sich fernzuhalten. Hunde haben sich das Paradies vorgestellt. Ich überprüfe mein Zeitgefühl und liege um zehn Minuten daneben. Irgendwo ist ein Pfeifen zu hören, und überall Sirenen am Start. Die Luft zittert heftiger. Ich traue mich kaum mehr, den Blick zur Seite zu wenden, aus Angst, damit eine Ladenfront zu zerschlagen. Die Häuser rücken zusammen, und ich mache mich schmaler, um weiterhin auf den Bürgersteig zu passen. Zeit für den Rückweg.

[lyrische begleitung einer hausarbeit]

fauchend legen sich belüftungsklappen in form / & der laptop raucht sich durch alle stadien der trauer / nach drei stunden spätestens gefriert ihm das bild / im gesicht & der horizont schrumpft / auf diesen einen tisch mit den seltsamen ecken zusammen / hin und wieder wandert sonne über den fleckigen bildschirm / vor dem ich sitze ich nutze die tastatur ab / bis in den abend dann steht alles / gleichzeitig auf schichtet die körbe / & sucht seine dinge zusammen / verlässt den raum & die regale vergleichen ihre bestände / bringen sich für die nacht in formation setzen staub an / & atmen sich bis zum morgen

DER BUCHLADEN

Ich bin auf dem Weg nach Hause, zu Fuß. Die S-Bahn ist ausgefallen wegen Schnee. Die U-Bahn hatte einen Unfall. Wenn man sich anstrengt, kann man ein paar Schneeflocken auf den Mülleimern erkennen. Um mich herum sind viele andere Leute unterwegs. Einer beschwert sich am Telefon, dass er in Tempelhof wohnt. Wir sind im Prenzlauer Berg. Die Person am anderen Ende der Leitung bietet nicht an, ihm ein Taxi zu rufen. Neben mir öffnet sich die Tür von etwas, das auf den ersten Blick aussieht wie eine Studentenkneipe mit ausgemusterten Möbeln. Gleichzeitig hat es diese vollverglaste Front, wie man sie von Fitnessstudios kennt, die ihre Mitglieder zusätzlich zu den Beiträgen auch noch der Öffentlichkeit zur Schau stellen. Es ist ein Buchladen. In der Tür hängt ein schönes Schild mit der Aufschrift „geöffnet". Niemand hat sie geöffnet. Es ist Sonntag.

Drinnen bewegen sich einige Menschen; ich kann sie nur schemenhaft erkennen. Eine ältere Dame hält krampfhaft ihre Tasche fest, dabei haben alle hier ziemlich viel Platz. Ich fasse die Türklinke an; es kommt ein leichter Schlag. Ich betrete den Laden, in dem ganz hinten, fast versteckt, ein paar Bücherregale stehen. Es ist keine Kasse zu sehen und niemand scheint so richtig hierherzugehören. Dafür ist es warm. Ich frage die ältere Dame, ob sie weiß, wo ich einen Mitarbeiter finden kann. Ich suche ein ganz bestimmtes Buch in der zweitletzten Auflage. Sie antwortet nicht. Alle anderen Kunden wenden sich ab, wenn ich näherkomme. Niemand von ihnen hält ein Buch in der Hand. Ich gehe zu den Regalen.

Die Bücher sind unsortiert, oder ich kann zumindest keine Ordnung erkennen. Die Regale wirken klapprig und ich traue mich kaum, ein Buch herauszunehmen; ich habe Angst, irgendeine Balance zu stören. Eins ist fast aus dem Regal gefallen, es ist klein und leicht. Gedruckt 1777 und auf Latein. Hinter mir räuspert sich jemand. Schön zu sehen, wenn jemand die Bücher richtig behandelt. Er sieht mittelalt aus, die Haare eine Mischung aus blond und braun, und hat eine unaufgeregte Stimme. Seine Gesichtszüge sind weder rund noch kantig, sondern irgendwie… gerade. Während ich

ihn ansehe, vergesse ich die Details schon wieder und muss sie ein zweites Mal registrieren. Ist das Ihr Geschäft? Es war mir bisher noch gar nicht aufgefallen. Wie lange gibt es Sie denn schon? Jeder Satz wird gefolgt von einem unangenehmen Schweigen; erst der letzte sorgt für eine Reaktion. Seit fünf Jahren, sagt er. Er klingt selbst nicht überzeugt. Kann ich Ihnen helfen? Ich beschreibe das Buch, das ich suche. Er schreibt sich nichts auf. Wir könnten da möglicherweise ein Exemplar im Lager haben. Kommen Sie morgen vorbei.

Am nächsten Tag fahren die S-Bahnen wieder. Als ich die Ladentür öffne, empfängt er mich mit dem Buch in der Hand. Es ist die Auflage, die ich brauche. Als ich es aufschlage, kommt mir ein leicht muffiger Geruch entgegen wie aus einem Antiquariat. Die Schrift sieht normal aus, aber in meinem Augenwinkel scheint sie sich zu verändern. Keine Drucktype. Das Buch hat eigentlich genau das richtige Gewicht für einen Sprachkurs, aber es fühlt sich in meinen Händen zu leicht an. Es müsste gebunden sein, und mit schwererem Papier. Ich erwähne das dem Ladenbesitzer gegenüber und er nickt leicht, dann sagt er: Keine Sorge, das hört spätestens nach einem Tag auf. Zum Abschluss deutet er kurz in eine Lücke im Bücherregal. Zwei Augen schauen daraus hervor. Das ist Kim, meine Katze. Lässt sich gerne streicheln. Ich trete einen Schritt näher und strecke vorsichtig meine Hand aus. Kim ist ein Huhn. Sie lässt sich klaglos streicheln und ich verabschiede mich schnell aus dem Laden, in dem sich sonst niemand mehr aufhält. Hinter mir dreht der Inhaber das Schild in der Tür auf „geschlossen“ um. Es ist elf Uhr vormittags.

Er hat recht gehabt, kurz darauf verhält sich das Buch normal. In den nächsten Wochen fragt mich meine Sprachlehrerin mehrmals, warum ich bei meinen Hausaufgaben immer wieder ins Lateinische wechsele. Ich sage ihr, dass ich parallel versuche, noch ein paar andere Sprachen zu lernen und dabei immer mal wieder etwas durcheinanderkomme. Aber ich lerne kein Latein, und überhaupt keine romanische Sprache. Meine Lehrerin geht nach einer Wei-

le dazu über, mir die Fehler nicht mehr anzustreichen; stattdessen schreibt sie nur noch „seufz“ darunter. Ich besuche den Buchladen immer mal wieder und bestelle, was ich brauche. Jedes Buch, ohne Ausnahme, trifft am nächsten Tag ein. Der Inhaber scheint viele Kims zu haben, denn sie sieht jedes Mal anders aus. Einmal ist sie eine Eidechse. Eine Katze ist nie dabei. Irgendwann gehe ich trotzdem dazu über, sie als solche anzusprechen und frage, wie sie sich beim Mäusefangen macht. Bei der einen Gelegenheit, als der Inhaber mir eine Maus als Kim vorstellt, lasse ich die Frage aus. Sie erscheint mir taktlos.

Abgesehen von dem Sprachbuch benimmt sich keins meiner Bücher seltsam. Deshalb empfehle ich den Laden an ein paar meiner Freunde. Die ersten kommen nach wenigen Tagen zu mir und erzählen, dass sie ihn nicht finden können. Er liegt etwas versteckt in einer Seitenstraße, vielleicht haben sie nicht richtig geschaut. Sie streiten das ab, wollen aber nicht, dass ich mit ihnen gemeinsam hingehe. Einer glaubt, ich will ihn verarschen. Ich war seit mehreren Monaten nicht mehr da; aber nun steht wieder ein Besuch an. Ich nehme mir vor, danach für meine orientierungslosen Mitstudenten eine Karte zu zeichnen und stecke Katzenfutter für Kim ein. Egal, welche von ihnen da ist – das mag sie immer.

Als ich ankomme, ist kein Buchladen da. Ich überprüfe die Straße doppelt und dreifach, gehe sie mehrmals ab. Ein Fitnessstudio schmiegt sich eng an eine Studentenbar, die noch zu hat. Ein paar Wohnhäuser, dann ist die Straße zu Ende. Ich trete näher an das Studio, dessen Glasfront mich an etwas anderes erinnert… in der Tür hängt ein Schild, es sieht alt und aufwendig gemacht aus. Wie für einen Buchladen. Darauf steht „geschlossen“.

[for lack of snow]

this is a serious time everything
it does to you is aimed with the utmost
precision the pressing clouds the
heavy raindrops etching themselves
into your skin

you don't even leave the house
without an umbrella in hand anymore
and your boots pair for pair stay soaked
for the rest of the year something in this
air turns your lungs inside out
whenever you slow down to think

the weeks to come will not put up
with tardiness but you have trouble
to keep this speed up at all
feel yourself slithering to a halt at
every stoplight almost falling or
more accurately offering the least
possible resistance

you have gone down this road
a thousand different times and still
you've never been quite as stunned
as this – and I mean that in the
literal sense – you're unable to move
not even for this wind sharply
humming you a rhythm
to dance to

BERLINER BESTIARIUM: DRACO PEREGRINANS

In der Kulturbrauerei, heißt es, wohnt seit letzter Woche ein Drache. Irgendwer hat ihn dort auf dem Innenhof landen sehen, gleich hinter dem Haupteingang. Eine Punktlandung war das, nicht eins der Bäumchen hat gezittert. Dann hat er vorsichtig die Flügel eingeklappt und ist durch die Tür ins erstbeste Gebäude getreten. Er hatte ein Bündel Federn am Schwanzende und war nicht einmal halb so groß wie erwartet.

Nach dem ersten kurzen Schreck wurde der Neuankömmling ganz gut aufgenommen. Es hat sich herausgestellt, dass sich sein Bedürfnis, Feuer zu spucken, in Grenzen hält. Obwohl er es kann. Das war die größte Sorge. Warum er hier gelandet ist, kann niemand sagen, am wenigsten er selbst. Eine Beschwörung muss stattgefunden haben, sagt er, wenn man ihn fragt. Drachen lernen häufig die Sprachen in ihrer Umgebung. Es ist nicht notwendig für sie, sondern eher so eine Art Hobby. Er spricht Englisch mit walisischem Akzent. Seinen Namen will er nicht nennen, das ist zu persönlich. Und außerdem nicht notwendig, man muss ihn ja von nichts anderem unterscheiden. Soweit bekannt, gibt es nur diesen einen Drachen in der Stadt. Er ist höflich zu allen, die ihn ansprechen; im Gegenzug hat man ihm eines der Gebäude geräumt und versprochen herauszufinden, woher er kommt. Unter einer Beschwörung fliegt man wie in Trance, eine innere Stimme sagt einem den Weg an. Aber das zurückverfolgen oder sich daran erinnern kann man nicht. Dass er irgendwo aus den Bergen kommt, lässt sich vermuten. Während irgendwelche Leute, die sich auskennen, Nachforschungen anstellen, steht der Drache häufig im Innenhof. Die Stadt ist ihm zu laut und die Autos machen ihn nervös. Wenn Flugzeuggeräusche zu hören sind, duckt er sich. Wie festgefroren steht er dann minutenlang da. Es ist viel zu sonnig, die Wärme juckt ihm in der Nase. Er schließt die gelben Augen und wartet auf Regen.

Es stellt sich heraus, dass einer der Praktikanten die Beschwörung vorgenommen hat, aus Versehen. In der Küche war die Anleitung für die Kaffeemaschine (elfteilig) in mehreren Sprachen abgedruckt und er hatte dieses Jahr gerade einen Kurs in Niederländisch hinter

sich. Die Anleitung hatte einen Haufen Druckfehler und seine Aussprache war noch sehr ausbaufähig – kurz und gut, in Kombination murmelte er einen korrekten Satz in einer längst vergessenen Sprache vor sich hin. Etwas horchte dabei auf und trug die Silben weiter, bis über das Meer. Und eine Insel weiter ließ ein Drache seine Beute im Flug los und machte sich auf den Weg.

Es ist Klausurenphase, und die Anglistikstudenten aller Universitäten haben den Drachen für sich entdeckt. Sie üben Gespräche und stellen ihm ihre Essays vor. Zu den meisten hat er nichts zu sagen, aber das stört niemanden. Hauptsächlich geht es ihnen sowieso um die Selfies, die sie mit ihm beim "Lernen" machen. Keiner der Studenten fragt, wie es ihm geht. Einige bitten ihn darum, deutlicheres Englisch zu sprechen, weil sie seinen Akzent nicht verstünden. Er schaut dann immer etwas hilflos. Englisch ist seine zweite menschliche Sprache.

Manchmal nehmen sie ihn abends mit in die Kneipe. Der Alkohol hat kaum Auswirkungen auf ihn, macht es aber schwieriger, sein Feuer zu kontrollieren. Als das bekannt wird, stellen ihm die meisten Bars lieber etwas zu trinken vor die Tür. Eigentlich schmeckt es ihm gar nicht, aber er will nicht unhöflich sein. Von nun an verbringt er die Nächte wieder im Innenhof und singt dabei leise in seiner Sprache vor sich hin. Häufig leisten ihm ein paar Studenten Gesellschaft. Die Bedingung ist, dass sie nicht reden. Stattdessen hören sie zu. Meistens erzählt er ein bisschen von zu Hause und von den Bergen, die er unter sich vermisst. Hier drin ist es nachts beinahe ruhig genug. Langsam macht er sich Sorgen, dass sie keinen Rückweg für ihn finden werden. Er redet nicht darüber, aber nach einigen Wochen gibt er sich keine Mühe mehr, die Klauen einzuziehen. Auf dem Asphaltboden stumpfen sie schnell ab, werden glanzlos und splittern. Seine Flügel schmerzen vom wenigen Gebrauch und werfen Federn aus.

Er hat den Menschen sein Alter verschwiegen. Für seine Art ist er jugendlich; seine Orientierung entwickelt sich noch und die Flügel sind längst nicht stark genug, um ihn ohne eine Beschwörung übers Meer zu tragen. Er ist jetzt fast drei Monate hier und hat sich so langsam vom Hinflug erholt. Aber die Antriebslosigkeit wird schlimmer und inzwischen erzählt er abends keine Geschichten mehr, sondern starrt nur in die Dunkelheit. Die Studenten, die dabei sind, wollen helfen, wissen aber nicht, wie. Mit den Leuten, die nach einem Heimweg suchen, waren sie schon in Kontakt. Die wis-

sen nicht mal, wo sie anfangen sollen. Die Wohnorte von Drachen stehen nicht im Internet. Einer hat vorsichtig vorgeschlagen, der Drache könne doch sonst vielleicht erst einmal hierbleiben? Berlin würde ihm ja nicht so zusagen, aber in Brandenburg ließe sich bestimmt etwas für ihn finden. Viel Platz gebe es da und Ruhe. Als der Drache das hört, spielen einen Moment lang Flammen um seine Nüstern und er hebt leicht die Flügel, wie in einer Drohgebärde. Die Spannung hält kurz, dann erlischt das Feuer; er faltet die Schwingen mit einem leichten Winseln wieder ein, dreht sich um und trottet in den Innenhof. In der Mitte setzt er sich hin und bewegt sich tagelang nicht fort.

Inzwischen kommen nur noch wenige Studenten abends zur Kulturbrauerei, um dem Drachen beim Schweigen zuzusehen. Eine von ihnen holt immer ihr Handy heraus und schreibt darauf Geschichten. Niemand kommentiert das. An diesem Abend ist es besonders still und sie hat das dringende Gefühl, etwas tun zu müssen. Aber ohne weitere Hinweise darauf, wo er herkommt, könne sie nicht viel für ihn tun. Moment. Sie starrt auf ihr Handy und gibt dann, wie in Trance, etwas in die Bildersuche ein. Eine Seite voll mit Bergen erscheint, und sie hält sie dem Drachen vors Gesicht. Vage interessiert – und weil er keine Ahnung hat, was das alles bedeutet – schaut er sie nacheinander an. Sie wechselt zur nächsten Seite, dann zur übernächsten. Auf Seite fünf reagiert er endlich. Das erste Bild kennt er, über den Berg ist er schon Dutzende Male geflogen. Er klappt die Flügel aus und merkt in der Aufregung die Schmerzen gar nicht. Den Rest der Nacht planen sie.

Die Verabschiedung fällt förmlich, aber kurz aus. Der Drache bedankt sich bei den richtigen Leuten, weil er gehört hat, dass man das so macht. Dann streckt er zum ersten Mal seit seiner Ankunft die Flügel vollständig aus, stößt sich ab und flattert etwas schwerfällig davon. Entlang der Route haben die Studenten mit allen möglichen Leuten Kontakt aufgenommen, die ihm abends einen Schlafplatz oder Essen zur Verfügung stellen. Auf die Insel setzt er mit einer Fähre über und erzählt abends an Bord den Kindern Geschichten. Seine Federn sind nachgewachsen und schon fast wieder vollständig. In Berlin hört man das letzte Mal von ihm, als er England erreicht. Dann ist Funkstille.

Einige Wochen später kommt auf Umwegen doch noch Nachricht; einige von ihnen haben dem Drachen beim Abschied ihre Namen genannt. Im Briefkasten findet die Studentin mit dem Handy ein

Schreiben einer walisischen Polizeistation vor. Nach vielen umständlichen Erläuterungen steht darin, dass vor Kurzem ein... Tier vorbeigekommen sei und in bestem Englisch um die Weitergabe von Informationen gebeten habe. Sicher habe es sich dabei um einen Scherz gehandelt, aber man habe dann doch recherchiert und herausgefunden, dass der genannte Name echt sei... das Tier wäre auch, nachdem es die Station verlassen habe, nicht mehr aufzufinden gewesen. Die Nachricht jedenfalls laute: "Ich habe den Weg nach Hause gefunden, danke für die Hilfe. (Und den Zettel mit der Beschwörung habe ich verbrannt, nichts für ungut)." Angeblich würde sie wissen, was gemeint sei, und noch einen schönen Tag.

Nachdem sie den Brief zu Ende gelesen hat, steckt sie ihn in die Tasche und macht sich auf den Weg, entspannter als zuvor. Auf dem Gartenzaun hat sich eine Möwe niedergelassen, die hier eigentlich gar nicht hingehört. Das Morgenlicht färbt ihre Federn ein; fast wie Feuer.

[morgen-
betrachtung]

supermond sichelt
über
den horizont
&
draußen in brandenburg
stecken wölfe die
schnauzen ins fell
&
in der stadt stellen
hunde
nach einem leisen heulen
die ohren auf
&
die ein oder andere katze
augenspiegelt rötliche
schimmer
ins haus
&
altbauten schütteln
langsam die dunkelheit
ab
&
die erste tram pflügt
den schlafenden furchen
ins gesicht

LEISE AUSATMEN – GANZ LEISE – UND CUT

Morgens, bevor sie aufsteht, *als Erstes*, schreibt sie seinen Namen auf. Sie nimmt die Hand unter der Decke hervor, tastet nach dem Stift. Rollt sich auf die Seite, zielt auf den Block auf dem Nachttisch. Sie schreibt sehr ordentlich, keine missverständlichen Buchstaben. Sie steckt den Block in die Nachttischschublade. Dann erst wacht sie richtig auf. Einen Moment bleibt sie so liegen, halb aufrecht, den Ellbogen aufgestützt. Neben ihr im Bett bewegt sich etwas, sie hat ihn geweckt. Sie fährt sich mit der Hand übers Gesicht, dann lächelt sie.

Sie geht zum Bäcker. Der um die Ecke, den sie gut kennt. Es ist besser, sich an wenige Leute zu halten. Sicherer. Sie drückt gegen die Tür, aus dem Inneren strömt warme Luft. Die Bäckerin begrüßt sie freundlich und gut gelaunt. Sie zieht einen Zettel aus der Tasche. Bäckerin Schmidt. Wenn sie nicht die vollen Namen kennt, reichen auch die Berufe. Oder sonstige Funktionsbezeichnungen. Es hat ein paar Versuche gebraucht, um das herauszufinden. Zu viele, aber jeder ist einer zu viel.

Als sie den Laden verlässt, fällt ihr die Aushilfe ein und sie erschrickt. Aber nein, sie hat sie aufgeschrieben. Wahrscheinlich hat die einfach frei, oder sie ist krank. Erleichtert macht sie sich wieder auf den Weg.

Im Supermarkt sitzt der nette Kassierer an Kasse 3, wie er das immer tut. Er ist der Einzige, der hier Vollzeit arbeitet. Er scannt die Waren, eine nach der anderen, und will am Ende selbst seinen Namen auf den Zettel schreiben. Seine Nummer auch. Sie lehnt ab. Nicht unfreundlich, aber bestimmt. Wie sonst auch. Es funktioniert nur, wenn sie selbst schreibt. Dass er nie näher nachfragt, rechnet sie ihm hoch an.

Abends im Späti reicht ihr Verkäufer Uwe die offene Bierflasche über den Tresen. Sie setzt sich damit draußen auf eine Bank. Neben ihr liegt der Spielplatz, ein paar Studenten turnen im Dunkeln an den Gerüsten. Es ist etwas abgelegen hier, aber sie macht sich

keine Sorgen. Stattdessen überlegt sie, ob das, was sie tut, nur in eine Richtung funktioniert. Könnte sie gefährlich sein, wenn sie es will? Aber dafür muss sie das an jemandem ausprobieren. Sowieso ist sie nicht sicher, was die Gegenhandlung zum Vergessen sein soll.

Sie schreibt morgens seinen Namen auf, wie sie die Pille nimmt und die Kaffeemaschine befüllt: Automatisiert und fast gedankenlos. Nur Fehler erlaubt sie sich nicht, nie. *Marcel Ruben Körner* schreibt sie hin. Er hasst seinen zweiten Vornamen und einmal hat er einen der Zettel gefunden, ihn zerrissen und sie gefragt, was das soll. Sie hat fast einen Herzinfarkt bekommen, aber nichts ist passiert. Natürlich nicht. Genauso wenig, wie es einen Unterschied macht, wenn er seinen Namen schreibt. Sie wollte ihm erklären, dass sie den vollen Namen unbedingt benutzen muss, um sicherzugehen. Dass sie aufmerksam sein muss, jeden Tag. Immer. Dass sie Albträume hat davon, morgens aufzuwachen und neben sich zu greifen, nur um einen leeren Zettel mit dem gestrigen Datum in der Hand zu halten. Sie wollte es ihm erklären, wirklich, aber er versteht nicht einmal, wo das Problem liegt. Oder was die Konsequenzen wären, wenn sie vergäße.

Auf dem Weg zur Arbeit trifft sie Lara in der S-Bahn. Lara wartet morgens immer auf sie und wundert sich, dass sie anfängt zu schreiben, sobald sie sich sehen. Ich bekomme immer so Ideen für Geschichten morgens, sagt sie dann zu Lara. Aber mit dem Aufschreiben muss ich warten, bis du kommst. Sonst vergesse ich alles wieder. Lara akzeptiert die Antwort als den seltsamen Prozess, mit dem schriftstellerische Kreativität ausgeschöpft wird. Hin und wieder merkt sie an, dass sie die Geschichten aber unbedingt lesen will, wenn sie fertig sind. Sie verspricht das jedes Mal, und schickt ihr natürlich nichts. Sie schreibt keine Geschichten. Die Realität ist aufwendig genug. Aber Lara ist eine beruhigende Konstante. Und bohrt nie zu tief nach bei Themen, die ihr offensichtlich unangenehm sind. Wie ein Nebencharakter in einem Fantasyfilm. Oder eine Spielfigur.

Auf Arbeit ist es ruhig und sie hat Zeit, ihre Liste durchzugehen. Ihre Kollegen im Büro, die beiden Sekretärinnen, die Frau aus der gegenüberliegenden Abteilung. Charlotte, die sie immer mal wieder zum Essen einlädt. Die Handwerker stehen nicht auf ihrer Liste; aber das macht nichts, sie sind sowieso nur ein paar Tage lang da. Solange sie ihre Namen nicht lernt, kann ihnen nichts passieren.

Jedes Mal, wenn sie jemandem begegnet, muss sie entscheiden, ob ihr Namensgedächtnis sehr gut oder sehr schlecht ist. Wenn es gut ist, freundet sie sich an. Die Alternative wäre zu grausam.

Sie überfliegt die Liste noch einmal gedankenverloren und erschrickt, überprüft ein zweites Mal. Sie hat sich nicht getäuscht. Ihre Hände fangen an zu zittern. Es dauert mehrere Minuten, bis sie aufstehen und mit unsicheren Schritten zum Büro ihres Chefs gehen kann. Im Vorzimmer sitzt die Sekretärin, die den Kopf bereits schüttelt, als sie zur Tür hereinschaut. Ist er nicht da, fragt sie trotzdem und hofft, dass man ihrer Stimme nichts anmerkt. Die Sekretärin schaut überrascht. Wer, fragt sie. Ach so, der neue Chef kommt erst gegen Mittag und stellt sich dann vor. Ihr sackt der Magen weg. Sie schafft es gerade noch, irgendwas zu murmeln, bevor sie zur Toilette rennt, in die Kabine stürzt und sich in die nächstbeste Kloschüssel übergibt. *Sie hat vergessen, den Namen aufzuschreiben.* Irgendwann gibt es nichts mehr, was sie ausspeien kann und sie steht langsam wieder auf, klappt den Klodeckel zu. Setzt sich darauf. Zieht Zettel und Stift aus der Tasche. Welche Namen hat sie noch nicht benutzt? Karl geht. *Karl Wintergarten.* Sie schreibt den Namen auf, dahinter die Funktion. Jetzt heißt es warten. Sie versucht, nicht darüber nachzudenken, und kehrt zurück an ihren Platz. Um sie herum wissen schon alle, dass ein neuer Chef kommt. Sie spekulieren darüber, wer unter ihm wohl als Nächstes befördert wird. Die Realität passt sich schnell an fehlende Figuren an, schafft neue Umstände und füllt die Lücken aus.

Nach etwa einer Stunde klopft sie das nächste Mal an die Bürotür. Die Sekretärin lässt sie durch; der neue Chef ist etwas resoluter, ein bisschen selbstbewusster und jünger. Der alte Chef war kurz vor der Rente. Es ekelt sie an, dass sie sich dadurch besser fühlt. Sie fasst ihm kurz die Eckdaten eines neuen Projekts zusammen und flüchtet fast aus dem gut klimatisierten Raum. Den Rest des Tages wird ihr schlecht, wenn sie in die Nähe der Tür kommt. Sie nimmt sich vor, den Namen des Chefs in Zukunft gleich morgens zu überprüfen.

Als sie nach Hause kommt, fühlt sie sich wie gerädert und ihre Muskeln schmerzen wahnsinnig. Eigentlich will sie direkt ins Bett fallen, aber Marcel wartet in der Küche auf sie. Vor ihm auf dem Tisch liegt ein Stapel Zettel. Sie erkennt ihre eigene Handschrift. Überall, wo er steht, ist sein zweiter Name durchgestrichen. Er sieht wütend aus und etwas besorgt. Das kann so nicht weitergehen,

sagt er. Du brauchst Hilfe. Sie sagt nichts. Sie weiß, dass er sich die Wut selbst nicht erklären kann. Bei den Nachfolgern ist das meistens so, irgendwas bleibt immer übrig, wenn sie sich nicht genug Mühe gibt. Und Ruben vollständig verschwinden zu lassen, hat sie einfach nicht übers Herz gebracht. Er sagt, sie sollte am besten gehen, er braucht eine Pause von dem Ganzen, um wieder klar denken zu können. Sie erinnert sich, es ist seine Wohnung. Sie sagt immer noch nichts, packt nur ein paar Sachen zusammen und bleibt zögernd in der Küchentür stehen. Aber sie braucht die Zettel ja gar nicht mitzunehmen, es geht ums Erinnern. Das ist der wichtige Teil. Als sie die Wohnungstür von außen ins Schloss fallen lässt, schaut sie ihn ein letztes Mal an. Er ist kurz vorm Weinen. In ihrer eigenen Wohnung angekommen, setzt sie sich aufs Bett.

Gegen Mitternacht hält sie es nicht mehr aus und geht zum Späti. Verkäufer Uwe reicht ihr ein offenes Bier über die Theke und setzt sich mit ihr nach draußen auf die Bank. Er redet nicht, und das ist ihr sehr recht. Als sie sich gegen vier dann doch wieder auf den Heimweg macht, ist sie in Gedanken versunken. Sie taucht unter das Baugerüst an ihrem Haus und zieht den Zettel aus der Tasche. Im Gehen schreibt sie Verkäufer Uwes Namen auf. Das sollte der Letzte sein für diesen Tag. In diesem Moment hört sie ein Geräusch, über ihr auf dem Gerüst verliert jemand den Halt, klammert sich an den Metallstangen fest…

Der Student, der zum Rauchen rausgegangen ist, das Adrenalin noch in den Ohren, schaut seiner Bierflasche auf dem Weg nach unten hinterher…

Sie springt instinktiv zur Seite, presst sich an die Hauswand…

Am Morgen schreckt sie zur gewohnten Zeit auf und greift nach dem Stift. Marcel Ruben Körner. Sie bekommt den Stift nicht zu fassen; als sie genauer hinschaut, sieht sie, dass ihre Finger durch das Holz hindurchgleiten. Erschreckt tastet sie nach allem in ihrer Umgebung, nichts lässt sich anfassen. Nur ihr Körper ist noch fest und da. Ihr Körper, der keinen Schlafanzug trägt, sondern T-Shirt und Jeans. In ihrer Hosentasche sind Zettel und Stift von gestern, sie schreibt das heutige Datum auf und darunter seinen Namen. Erste Aufgabe erledigt.

Neben ihr bewegt sich etwas im Bett. Marcel wacht auf; er blickt in ihre Richtung, schaut sie aber nicht an. Es klingelt. Ich geh ran,

sagt sie, aber sie hat schon ein seltsames Gefühl. Marcel beachtet das Gesagte nicht und geht zur Tür. Sie hört nur halb hin, weil sie gerade damit beschäftigt ist, festzustellen, was sie berühren kann und was nicht. Ihre Kleidung, die sie anhat, ist mehr oder weniger das Einzige, was übrig bleibt. Sie horcht auf, als die Person vor der Tür – ein Polizist, wie sie jetzt merkt – irgendwas von Krankenhaus sagt. Und, dass man nichts mehr machen kann. Marcel schlägt dem Mann die Tür vor der Nase zu, eine Schreckreaktion. Er dreht sich um, sein Gesicht ist völlig ausdruckslos. Das erneute Klingeln ignoriert er, bis es aufhört. Sie überlegt kurz, ob sie zu ihm gehen soll. Aber er sieht sie nicht und nimmt sie auch anders nicht wahr.

Marcel hat sich auf das Bett fallen lassen und starrt ins Leere. Es wundert sie ein wenig, wie starr er wirkt; das hätte sie nicht erwartet. Sie setzt sich ihm gegenüber auf den Boden und denkt. Bis es ihr einfällt. Niemand kann sie sehen und hören; aber sie hat Marcel auf die Liste geschrieben. Wie jeden Morgen. Und er ist noch da. Sie schaut ihn eine Weile an, dann steht sie auf, wirft einen Blick durch die Wohnung. Von nun an wird sie wieder in ihrer eigenen schlafen. Wahrscheinlich nicht alleine, leer stehen lassen wird man die wohl nicht. Aber sie stört ja nicht. Sie faltet den Zettel zusammen. Demnächst muss sie herausfinden, wie sie an neues Papier kommen kann. Sie steckt ihn in die Hosentasche. Hält den Stift in der Hand. Sie geht durch die Wohnungstür auf den Flur, ohne sich umzugucken. Dann auf die Straße. Es gibt Arbeit zu tun.

[new jobs for the underworld]

today the sky lies almost flat overland
& standing upright at all puts a weight
on everyone's shoulders
on my way to the supermarket i open
every window i can find & return
home where the candles keep
burning no matter how often
i extinguish them

on the pavement the leaves turn to mush
then to crisp then to frost & the smell
of something rotten makes throats sore
in passing
squirrels on the trees rub their paws
to keep warm

every morning on the way
to college i walk against the sun
getting weaker & hold up the lighter
clouds with my spine
there's a few others around
all of them struggling for balance
some of them breaking down
under it

the sky comes closer each year
to ever fewer of us

[Es bemüht sich]

Eins: Der Campus schnarcht.
Es ist schon wieder warm geworden, über Nacht, aber plötzlich, und alle laufen in ihren Winterjacken rum. Unterm Wind, auf der strukturellen Ebene, spürt man immer noch die Kälte. Aber die Luft flimmert, wie sie das tut, wenn es heiß ist, und der Campus verschwimmt leicht beim darauf Zugehen. Beim Hinschauen hebt und senkt sich die Kuppel wie ein schlafendes Tier. Ich bekomme das Gefühl, dass ich taub werden müsste, wenn ich die Frequenzen wahrnehmen könnte, die hier am Werk sind. Die Luft schmeckt und ich versuche, mich gedanklich zu fokussieren. Heute fällt mir alles ins Gesicht. Wer die Schwingtür am Haupteingang hinter sich zufallen lässt, ändert die Bewegungsart und beginnt zu wuseln.

Zwei: Der Campus stellt sich gerade hin.
Die Steine haben eine Geradlinigkeit, die über ihre geometrische Form hinausgeht. Die Statuen wirken unmenschlich in ihrer Kantigkeit, aber das ist vermutlich auch besser so. Wer will schon beim Vorbeigehen auf einmal schwere Hände auf den Schultern spüren? Sie haben keine Pferde, sonst würde ich mir vielleicht eins ausleihen. So trete ich normal durch den Eingang. Aus dem Augenwinkel denke ich, die Wände rücken zusammen, aber sie bleiben fast krampfhaft starr. Sie halten sich aufrecht, als ob sie die Steine durch Druck und nicht Mörtel beieinander halten müssten. Unten im Hof gibt es einen Bücherbasar. Oben spannen Wasserspeier die Muskeln an. Niemand weiß, wo sie hergekommen sind. Sie breiten ihre Flügel aus und lächeln.

Drei: Der Campus schwebt.
Zwanzigster Stock, so hoch kann einem das Essen im Aufzug gar nicht kommen. Aber meine Füße stehen einen Tick leichter auf dem Boden; als ob sie nicht mein ganzes Gewicht tragen müssten. Durch das Fenster duckt sich die Stadt, sie hat Angst. Oder keine Abwehr gegen den Wind um die Ohren. Die Mensa ist mit Stühlen dicht bestapelt, trotzdem bewegt man sich nicht eingeengt, sondern wie auf Aussichtsplattformen, wo der Raum einen von allen Seiten auseinanderzieht. Man schwankt, damit das Gebäude stillstehen kann. Hinter mir klappert Besteck; vorwärts kann ich über Hausdächer bis zur Sonne sehen, die auf dem Horizont liegt und ausblutet. Das Gebäude streckt sich nach oben aus und versenkt die Antennen in Abendwolken. Drinnen taste ich mit.

[when i leave any building, i enter a state of alarm]

cos nothing quite prepares one for the
weight of an ever earlier night
few days ago the sun wasn't there
for the day and some student claimed
that it is actually on its last legs
leaving us in search of a retirement
home and next year we will feel
the consequences –

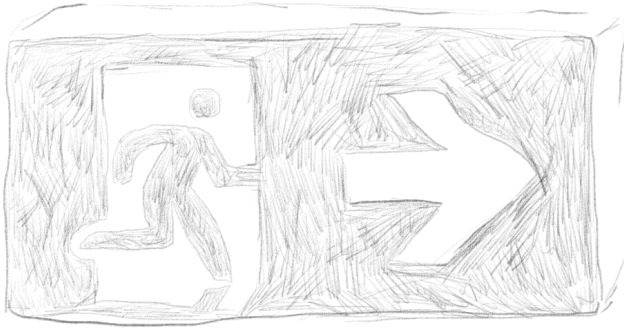
then he laughed and chugged down
a bottle of water as if his life
depended on it we pretended not to
give a damn but i noticed a lot of people
glancing up with a concerned expression
for the rest of the day

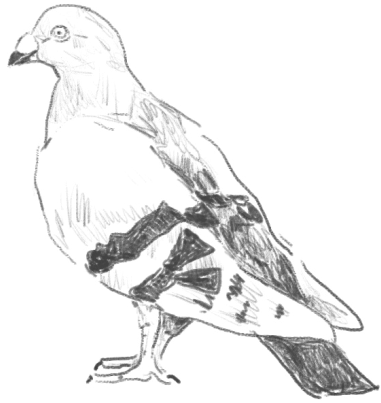
and i've started to compare the sun
to its previous state every morning
the way you're supposed to watch
your own skin for cancer signs

i take photographs
and when i put them next to each other
it looks a bit paler with the progression
of time sickly and not very well
defined

[suchportrait]

wir rennen panischer der abend legt sich maskenschwer / aufs ungeschützte gesicht / das hat mit schönheit nichts zu tun / wir tanzen vorsichtig / und sehr genau / durch diese neonharte nacht / wo angst und amnesie versagen bleibt uns nur / der blick auf zugeklebte scheiben / und der krankenwagen – sehr abrupt / fällt um die ecke / wir sind schon wieder laut genug / um ganz allein zu sein / geht zu allen meine freunde / die euch lehren können / er flüstert fast / aber in momenten wie diesen benutzt man die eigenen worte nicht / sucht keinen untergang bis nicht der tag anbricht / und das ist fast zu viel verlangt / man ist schon bis zur wolkenunterkante hoch // allein // und immer noch nicht hoch genug / tauben kippen kurz die köpfe im vorübergehn / legen stumpfe flügel unter vorsicht an die flanken / und lassen uns den luftraum zum betrachten da





2020

Dana Vowinckel

mehr

herzschläge schneller als kniekehlen
du brauchst kaum luft um nicht zu atmen
unterwasser hört man mich
kein anschluss wegen dieser nummer
vermurmelst du vor dich hin, leise:
deine göttin ruft
es ist schluss, gib mir jetzt ein käsebrot
die wassermelone schmeckt mehlig, du fängst an
zu weinen
im takt des aleph bet

eins
schaumschläger in meinen engen arterien
ein schlaganfall, aber für dich
in gedanken machen wir ferien
haar auf haar, wacher als wach
in dunklen atemzügen ziehe ich mich
aus
hundemüde glückwünsche
narbenfalten macht das mit euch selber aus
runde worte machen heute windgänsehaut
wie ist barfuß sein, wenn man keine füße hat
wie ist lieblos sein, wenn man zu viel herzen hat
sieben die sekunde
wir
sieben die sekunden
farbloses rot vor augen laufe ich gen himmel
farblosen tod vor augen fährt die rolltreppe los
autobiografien schreiben sich selten von selbst.
ich könnte mich auch mal unbrauchbarer machen
von hier nach oben und wieder zurück
landet auf meinem kopf eine friedliche taube
zum ersten mal riechen in diesem jahr
kaffeepulver und schweiß
ein flügel in meinem blumentopf

zwei
ich werde langsam ungeduldig
nichts fliegt von alleine in die luft
es weint sich rasend gut vor leeren brettern
in meiner welt ist jeder deiner sätze wahr
sirenen klingen in geschlossenen ohren
ich bilde mir das läuten von alarmglocken ein
dein süßer atem verklebt mir die synapsen

IN ZAHLEN

Der Kühlschrank ist voll mit nichts zu essen. Ich erwäge stark, den Babybel zu suchen, um den ich am Boden meiner Handtasche weiß, ungefähr genau sieben Mal hat er schon den Aggregatszustand gewechselt, ich fühle ab und zu, ob er grad weich ist oder hart und weiß dann, ob es gerade heiß ist oder kühl. Ganz schön praktisch, so ein wetterbesagender Babybel, denke ich, und erwäge, mein Handy ein zweites Mal in einem Caipirinha zu ertränken.

Außerdem sind in meiner Handtasche elf bis siebzehn lose Tampons verschiedener Größen, die panisch bei DM gekaufte Verpackung ebendieser, mit Klopapier in der weißen Unterhose.

Eine Packung Streichhölzer mit einem poetischen Spruch drauf, ein Reclam-Heft mit poetischen Inhalten, die mir nicht gefallen haben, zu viele Reime. Weitere unnötige Zahlen, in meiner Handtasche und um mich rum: an ihrem Boden auch noch eine halbgetrunkene Nullkommavierliter-Berliner-Luft von diesem Morgen, an dem wir barbusig und barherzig auf eurem Dach überlegt haben, ob die Sonne in echt schon verbrannt ist, während sie langsam und dann ganz schnell aufgeht, und warum es Steine gibt. Außerdem ein paar Sticker von der Schaubühne und einer auf dem BUNT STATT BRAUN steht, keine Ahnung, wo ich mir den hinkleben soll, in meinem Zimmer ist alles weiß, das stimmt also nicht.

Eine einklappbare Zahnbürste und ein paar Packungen Aspirin Effect, außerdem eine lose, lilafarbene Schlaftablette, die ich mir aus den Vereinigten Staaten der verschreibungsfreien Medizin mitgebracht habe, und eine noch verpackte Durchfalltablette im Falle eines Streits oder zu vieler Zigaretten. Eine dreckige Unterhose, die vom letzten Schwimmbadbesuch dort geblieben ist.

Noch mehr Zahlen: ich besitze drei T-Shirts von zwei Buchläden, das älteste habe ich seit 2010, es hat einmal jemand draufgekotzt, das kann ich aber mittlerweile wieder ganz gut vergessen. Unter meinem Kopfkissen liegen drei dreckige Ohropax, auf meinem Nachttisch drei angefangene, ein gelesenes und vier ungelesene Bücher auf einem Stapel. In mir schlagen siebzehn Herzen, eins davon in jedem großen Zeh und eins da, wo andere ihr Hirn haben. Ich habe schon circa vierundsiebzig Sims ertränkt, glaube aber,

diese Morde verjähren mit der Zeit. Der Kühlschrank ist voll mit nichts zu essen.

Auf meiner To-do-Liste stehen acht To-dos von denen ich eins schon durchstreichen konnte. Auf meinem Schreibtisch fünf leere Wassergläser und sechs Pfandflaschen, außerdem eine Smoothie-flasche, ich beobachte sorgfältig, wie der Schimmel wächst. Macht das Zimmer etwas bunter.

Zweitausendneunzehn habe ich schon sehr oft, wahrscheinlich fünfzig Mal, "All Good Things" von Nelly Furtado gehört und einmal "Deine Schuld" von den Ärzten, habe aber bei ersterem kein einziges Mal mitgeschrien und bei letzterem umso lauter, in meinem mit Menschen gefüllten Wohnzimmer, das wärmer war als die wahrscheinlich schon tote Sonne.

Ich habe heute zwei Knoblauchzehen geschnitten und vier meiner Fingerspitzen riechen noch danach, habe zwei Eiscremesandwiches aus unserem Gefrierfach genommen und sechseinhalb Folgen zwei verschiedener Serien geschaut, viereinhalb davon im Bett und zwei auf dem Sofa.

Heute habe ich dreiunddreißig Mal gelacht, zwei Mal geweint.

Zwei Polizisten in der Wohnung gehabt und eine Polizistin, einen Mann vom Balkon gesehen, der ein lilafarbenes T-Shirt trug und einer Frau, die er zu kennen schien, Fotze schrie und sie schubste. Kann man jemandem etwas schreien, und wenn nein, wieso nicht, man kann ja jemandem auch etwas rufen? Er hat sie aber nicht nur ganz ruhig „Fotze“ gerufen, er hat geschrien, und die Leute beim indischen Restaurant haben trotzdem nur ihr suppiges Curry gekaut und sich nicht einmal gefragt, warum denn niemand was macht. Sein T-Shirt war so lila wie die Schlaftablette.

Ich bin der 1.775.883ste Mensch, der sich ein lustig-trauriges Livevideo einer lustig-traurigen Band bei YouTube anschaut und wahrscheinlich der hundertzwölfte, der gerade in seinem blauen Computerlicht am Nachtschreibtisch sitzt und nur schreibt, um müde zu werden und nicht wach liegen zu müssen und Fehler zu zählen.

Fehler habe ich ganz viele, sie liegen auf meiner Schreibtischablage und stecken mir in den Fersen, ich beziehe das Bett mit ihnen und schminke meine Wangen mit ihnen. Vier meiner Fehler: ich

hasse Zahlen, ich finde sie nur funktional und gar nicht schön, ich bin zaumlos, nichts hält mich im Zaum, aber auch nichts außerhalb davon, bin nur zaumlos, ich bin so schmerzempfindlich, dass ich mir meinen eigenen Schmerz manchmal nicht abnehme, und ich bin sehr schnell beleidigt.

Vier Fehler und andere fehlen noch, aber ich habe nun genug von Zahlen und bin synthetisch müde, was besser ist, als es gar nicht zu sein.

crumbling

als kind hatte ich eine mathenachhilfelehrerin, die mit uns im gleichen wohnhaus in kreuzberg wohnte. mein papa hat sie und ihren mann manchmal zum essen eingeladen und bei ihr gab es immer walnüsse und tee und die stimmung war manchmal sehr traurig. einmal hat sie mich umarmt und geweint, obwohl ich bei allem, was wir gemacht haben, immer geträumt habe und mathe gehasst habe. mein vater hat immer wieder betont, dass unsere freundschaft etwas besonderes sei und ich habe nie verstanden, warum, bis mir ihr name wieder begegnet ist, irgendwo im internet, es ist ein persischer. mein jüdisch-amerikanischer vater hat sich in seinen zwanzig jahren im gleichen haus in deutschland am engsten mit seinen iranischen nachbarn angefreundet, er hat ihnen die mesusa an der tür gezeigt, die seine mutter ihm aufgezwängt hat, sie haben seiner tochter die tür geöffnet. mir wird im blauen licht meines computers, tage nach dem anschlag von hanau, etwas klar.

ich bin hingefallen und das quecksilber in mir hat sich nun verteilt und ist giftig. man sollte mich nun erst mal nicht küssen.

manche sachen werden einem erst jahre später etwas klarer. ich laufe an der warschauer straße vorbei. ich habe hier mal mit einem typen rumgemacht, irgendwo sollte ein open air sein, sein kumpel war an meiner freundin interessiert. wir sind zum rummachen unter die u-bahnbrücke gegangen. immer wieder hatte er meine hand in seine unterhose geschoben, ich habe meine hand immer wieder weggezogen, irgendwann, beim letzten mal reinschieben, waren meine fingerspitzen nass. ich dachte damals, hinterher, ich hätte mich nicht getraut, weil ich nicht wusste, wie das geht. vor

zwei wochen, auf dem weg zu einer freundin, ist mir eingefallen, dass ich dachte, ich hätte mich nicht getraut, dabei hatte ich einfach keine lust.

in mir wurde asbest gefunden und man muss mich leider abreißen.

einen presslufthammer braucht man dafür. ich bin aber eigentlich zu müde, um abgerissen zu werden.

einmal habe ich meine großmutter gefragt, wann sie von den konzentrationslagern erfahren hat, und sie hat gesagt, das wisse sie nicht, vielleicht mit dreißig. oma wohnt in bielefeld, ihr türkiser teppich ist die farbe von kindheit und auf dem boden fernsehen, und jemand, der mir den rücken streichelt, bis ich schlafe, weiche wangen und holzbrettchen, die fürs frühstück schon abends rausgelegt werden, saubere gerüche und dicke daunendecken, wenn man das fenster aufreißt, kommt kühle luft herein, während man unter daunen schläft. oma sagt am telefon, sie würde so gern als hitler das rosa kaninchen stahl im kino schauen, aber es will niemand mit, und opa hört nicht mehr gut genug, also geht sie morgen alleine. ich erzähle, dass ich das auch manchmal mache, und wir beide sind kurz still und froh, dass uns das allein-sein verbinden kann, auch am telefon. die andere großmutter ist grandma und ist in chicago, sie hat sehr viel früher von den konzentrationslagern erfahren müssen und hat grandpa in einer drehtür kennengelernt. bei ihr roch es anders, wir kamen oft sehr müde an und ich hatte eine schaukel im garten, auf der auch häufig mein papa schaukelte, zum frühstück gab es lachs und obstsalat und pfannkuchen, manchmal auch waffeln, jedenfalls kein graubrot und sicher keinen schinken. grandma war sehr klein und kaufte mir kleider von tommy hilfiger, in denen ich zurück nach kreuzberg geschickt wurde, sie führte mich zum tee in hotels und ich bekam grilled cheese und pfefferminz-schokoladeneis. es gab zwei kühlschränke und eine kühltruhe und der kühlschrank war immer voll. früher hat sie mit oma telefoniert, die beiden großmütter, oma hat den englischkurs besucht und kam zur bat mizwa, zu der nur grandpa angeflogen kam, grandma wurde kurz vorher krank und diese beiden frauen, die anscheinend sehr wenig verbindet, waren sehr enttäuscht.

in mir ist ein wasserschaden entstanden, es tropft schon aus dem kleinen zeh. der klempner muss kommen, die schultern zucken und ein trocknungsgerät in mir installieren.

ERDBEERTOD

Um mich zu beruhigen, stelle ich mir einen Maitag vor. Das viel zu kalte Wasser im Becken vom Prinzenbad und wie meine nassen Haare auf die Zeitung tropfen, von der ich nur das Magazin lese, dann trockne, dann dusche, dann merke, dass mein Handtuch auf den Boden gefallen ist, mich dann mit dem dreckigen Handtuch abtrockne. Sommersprossen zähle, gerade ist es noch eine pro beschissenem Wintermonat. Mir fällt ein, dass Februar ist, und ich mir nur einbilde, ich würde Sommersprossen zählen. Beschissener Wintermonat, fünfter beschissener Wintermonat, ich will meine Sommersprossen zurück. Jetzt reicht es, finde ich, jetzt reicht es mit dem Schwersein, mit dem schweren Essen und den schweren Tränen, mit den schweren Füßen und den schweren Lidern. Es soll alles beruhigend und gemütlich sein, das Kartoffelgratin und die Lasagne, die gemütliche Traurigkeit zwischen deinen Laken, die schweren Stiefel an meinen Füßen und das Müdesein, dass es draußen so früh dunkel wird, dass der Regen an die Scheibe schlägt und die Sonne einen wütend macht, weil sie bedeutet, weil ihr Zeichen ist, dass man rausgehen und auf dem Flohmarkt schwere Stiefel zum Waffelstand schleppen sollte.

Ich stelle mir vor, ich hätte sie, die Sommersprossen, im Gesicht und auf den Händen. Jede meiner Poren auf der Nase könnte ja auch eine Sommersprosse sein. Am Ende des Sommers ergeben sie immer einen Fleck und dann war es ein guter Sommer. Letzten Sommer war ich in der Türkei und sogar auf meinen Füßen waren kleine, helle Sommersprossen, und wir haben Chips mit Käseüberzug gegessen und ich hatte Sorge um meine neue Beziehung und deshalb häufig ein bisschen ungerecht schlechte Laune, ich hatte aber auch Zeit, ein Buch von Jonathan Franzen zu lesen und lustig zu sein und nachmittags zu schlafen und sehr laut im Auto mitzusingen. Das waren Augusttage. Ein Maitag würde weitergehen mit einem kalten Kaffee und vielleicht sogar einem Gedicht, zumindest wenn ich ihn mir vorstelle. In meiner Vorstellung blüht es an einem Maitag und alles fühlt sich an wie in einem Astrid-Lindgren-Buch über unerzogene und glückliche Leute, nur in Kreuzberg. Im Februar bin ich sogar auf die Sonne wütend, weil sie mich rausschicken will, wie eine Großmutter, die will, dass man mal an die frische Luft kommt. Ich will keine roten Backen und keinen Tee. Am Maitag hat man Lust, sich die Seele aus dem Leib zu vögeln, so gegen 14 Uhr. Dann isst man vielleicht ein Brötchen zu Mittag oder

trinkt in der Uni einen Kaffee mit einer Freundin und sagt: guck mal, die Strumpfhose, nur 20 DEN, lässt sich in einem Seminar um 16 Uhr anlächeln und lächelt zurück und um 18 Uhr ist es noch Tag. Auf dem Fahrrad zurück friert man ein wenig und zieht sich vorm Einkaufen einen Pulli an. Spargel und Weißwein. Niemand braucht Kohlenhydrate, wenn es Mai ist. Es ist Mai und es ist barfuß. Dann schreibt man einen Text darüber, dass man auch im Mai sehr unglücklich sein kann, aber man hat bloß einfach vergessen, was es heißt, wirklich unglücklich zu sein, wie zum Beispiel im Februar, oder man hat es nicht vergessen und starrt unglücklich an die Wand oder an die Decke und überlegt, wer gerade alles eine gute Zeit hat, und man starrt an die Decke, als wäre es Februar. Vielleicht isst man den Spargel aber auch nicht alleine vor dem Laptop, während man Tagesschau schaut, sondern mit einer Freundin, die gern mit einem Tagesschau schaut, und dann macht man immer wieder Pause und redet darüber, was passiert und wie schlimm das ist, und findet am Ende des Abends: gut, dass wir uns haben, und geht auseinander, trinkt noch allein den Rest des Weins und starrt an die Decke und denkt, wie schön wäre es, jetzt jemand zu haben, um sich auch nachts die Seele aus dem Leib zu vögeln, und schläft ein, ohne Zähne zu putzen und denkt, scheiß Winter, ich hoffe, du kommst nicht wieder, morgen gehe ich auf den Maybachufermarkt und kaufe all die schönen prallen Tomaten und Erdbeeren, damit du nicht wiederkommst. Im Februar hab ich vergessen, wie eine Erdbeere schmeckt. Es gibt manchmal gefroren gekaufte und dann aufgetaute im Bircher Müsli, das mir ans Bett gebracht wird, wenn ich morgens schon weinen muss und sage, dass ich gerne verschwinden würde. Diese Erdbeeren schmecken nicht nach Erdbeeren, sondern wie eklige Kaugummis, und manchmal möchte man sie heimlich wieder ausspucken.

In diesem Februar finden wir im Rewe an der Kasse einen Einkaufszettel, auf dem steht: Lachgummis (f. 21 P.) (Maoam) und 2 Hyazinthen. Wochenlang versuche ich, mir auszumalen, wer das war, wer sich nicht merken konnte, dass Lachgummis für 21 P. und 2 Hyazinthen benötigt werden. War es ein frisch Alleinerziehender, der seiner Tochter ein Geburtstagsfest ausrichten wird und noch genau das beim letzten Einkauf vergessen hat? War es jemand, der einen Abschied im Büro ausrichtet und genau 10 Euro zur Verfügung hat und sich errechnet hat, dass es so für Snacks und Blumen reicht? War es jemand, der einfach Lachgummis und Hyazinthen mag? Ich möchte über jeden von ihnen eine Geschichte schreiben, aber mir fällt nichts ein, alles wurde schon einmal geschrieben, also trage

ich nur den Zettel mit mir rum und denke, wenn wir unsere Wohnung beziehen, dann hänge ich das an den Kühlschrank, so dass ich nie vergesse, Lachgummis zu kaufen und Hyazinthen, wenn sie Saison haben.

LANDKARTE

Dein Oberarm, der so weich ist, dass mein Daumen darüberfährt, wie ein Reibeisen, wenn Du morgens noch weiterschläfst und ich Dich anschauen darf. Wenn ich nachts todmüde bin und meine Beine hellwach, schlingst Du Deinen weichen Arm um mich, und ich kann ruhiger atmen. Er ist ein wenig breiter, als Du selber denkst, und ein bisschen weicher, als Du Dir selber vorstellen kannst. Er ist die Straßen rund um den Chamissoplatz im ruhigen Teil des Bergmannkiezes an einem Vorsommerabend, der wärmer ist als die meisten Juliabende, und an dem die Luft noch ganz ungewohnt freundlich zu einem ist. Dein Oberarm ist weich wie das Gefühl, seine Sandalen abzustreifen und sich ein wenig Dreck vom Fuß zu streichen, während man sein Eis isst. Die Luft ist weich wie Dein Name, wenn man ihn flüstert. Den gleichen Dreck, den man sich gerade vom Fuß streicht, würde man im Winter niemals berühren wollen, würde nicht einmal mit seinen Straßenschuhen über den Dielenboden in der Küche laufen wollen. Wenn der Himmel nicht mehr so grau ist, wirkt auch der Dreck nicht mehr so dreckig wie vorher. Der Himmel über der Kastanienallee ist dreckig und grau und ich lege meine Wange auf die warme Brise, die um den Chamissoplatz streicht.

Dieser Knubbel auf Deiner Brust, nicht ganz in der Mitte. Eine Kreuzung, eine, die ich auswendig kenne, am Hermannplatz zum Beispiel, nach Jahren habe ich immer noch nicht herausgefunden, ob links oder rechts über die Ampel schneller ist, um von der Ecke Weserstraße aus auf die Mittelinsel zu kommen. Es kreuzen sich hier alle Partien deines Oberkörpers, ich habe keine Ahnung von Kartografie, ich weiß aber, wie ich das hier zeichnen würde, wenn ich im Café unter deinen Pulli fühle, durch dein T-Shirt lässt sich der Knubbel ertasten und ich weiß, Du bist es, nur mal sichergehen. Mal sichergehen, Du bist es, es ist die Kreuzung am Hermannplatz. Mal sichergehen, wenn Du ganz schlechte Laune hast, Du bist es. Mal sichergehen, wenn wir uns lange auf einer Party mit anderen Leuten unterhalten haben oder an einem Abend in einer

Bar. Bist Du es, der Knubbel ist da. Langsam so vertraut wie der vertrackte Fußweg zur Mittelinsel.

Dein Körper wird meistens zur Stadt, wenn wir ineinander schlafen. Du schläfst mehr als ich und so darf ich dich auf der Stelle zwischen Arm und Achsel und Brustkorb vermessen und feststellen, dieser Punkt, an dem sich meistens auch ein wenig Schweiß sammelt, meine Stirn, deine Brust, dieser Punkt ist eine satte Wiese auf dem Tempelhofer Feld, man kann seine Wange darauf ablegen und der Stille zuhören und einschlafen oder ein Buch lesen. Es ist weich und am besten zu genießen mit nackter Haut. Manchmal fröstelst Du dann morgens und ich decke Dich mit meinem Körper zu, den Kopf in dieser guten Kuhle, auf dieser guten Berliner Wiese.

Der Abstand zwischen dem großen und dem nächstgroßen Zeh. Vielleicht: der Abstand zwischen Zürich und Berlin. Mal so klein, dass er nicht auffällt. Mal hast du Heimweh und der Abstand ist sehr groß, die schwarze Ledertasche sieht aus, als würde sie sich lange nicht füllen, und auch ich bin kein sonderlich großer Trost für den hässlichen Abstand. Manchmal auch ein hässlicher Abstand zwischen uns, zwischen Geschlechtern und Identitäten, zwischen dem Klang eines Rs und dem Gesang zwischen den Holzbänken am Fraenkelufer, an denen Du stehst und nichts verstehst, zwischen dem Wunsch, es sei mal alles normal in vier Wänden, und dem Wunsch, auf keinen Fall normal zu sein. Das ist der Abstand zwischen Deinen Zehen, den Du nicht magst: für mich sieht er manchmal klein aus, aber ich weiß auch nicht, wie Dein Heimweh ist, was es macht, wenn wir nicht zusammen sind. Ob die Lücke dann wächst.

Zuletzt noch eine Stelle meines Körpers auf der Landkarte: meine Nebenniere, von der Google behauptet, sie würde Adrenalin ausschütten. Jedes Mal, wenn du auf mich zuläufst, schüttet sie so viel Adrenalin aus, wie wenn man im stinkenden U-Bahnhof Friedrichstraße um die Ecke laufen will, aber auf der anderen Seite auch jemand um die Ecke will. Man antizipiert, genau wie die andere Eckenperson, nicht, dass da jemand um die Ecke will, man will schnell weg vom Burrito-Urin-Lüftungsluftgeruch, und ist verärgert, von der anderen, der gleichen Person, wiederum nicht antizipiert worden zu sein, und erschrickt sich fürchterlich. Manchmal erschreckt sich meine Nebenniere fürchterlich, weil es Dich gibt, weil Du Punkte auf einer Landkarte bist und wenn man sie verbindet, dann bekommen sie Menschenform und, oh, was für ein Mensch.

AUF EINER PARTY

Das Licht ist lila wie in einer Shishabar auf der Gneisenaustraße, in der wir einmal Tequila getrunken haben, ohne ihn zu bezahlen. Ich habe den Geruch in der Nase, als wäre ich gestern zum letzten Mal in dieser Shishabar gewesen. Sie ist seit Jahren geschlossen und noch länger rauche ich keine Wasserpfeifen mehr, die nach Tic Tac Orange schmecken. Als wir das gemacht haben, habe ich noch in der Fontanepromenade in einem Einzelbett, MALM, Ikea, geschlafen, der letzte Geschmack von Kindheit mischte sich in die Wasserpfeifen, ohne dass ich es wusste, ohne dass ich ahnen konnte, dass es der von Kindheit war und nicht der des Erwachsenwerdens.

Das Licht ist also lila. Wir sind vor fünf Minuten angekommen und ich weiß schon nicht mehr, wo Emil ist, es ist verraucht und seltsam leer, dafür, dass mir das Ganze als Party verkauft wurde. Jemand umarmt mich. Der Wegwein brennt ein Loch in meinen Magen. Im Flur steht ein Tisch mit ein paar Packungen Chips drauf, ich greife mir eine und in dem Moment, in dem ich sie aufmachen will, fällt mir ein, dass ich meinen Mantel noch anhabe. Emil

ist schon weg und ich ziehe meinen Mantel aus, während ich den Sohn des Gastgebers umarme. Der Sohn des Gastgebers ist auch meine erste Liebe. War meine erste Liebe?

Jetzt ist er aber für mich hauptsächlich der Sohn des Gastgebers, der nämlich wieder bei seinen Kindern eingezogen ist und nun bei ihnen Partys veranstaltet. Der Sohn des Gastgebers umarmt mich also und riecht nach sich und ein bisschen nach Schweiß, was ein unangenehmes Schamgefühl auslöst, als hätte ich an meiner eigenen Achsel gerochen und festgestellt, dass ich morgens vergessen habe, Deo zu benutzen. Im lilafarbenen Licht verliere ich fast meine Begleitung, meine Mitbewohnerin, die mitbekommen hat, dass es auch anderes Essen gibt, nicht nur Lidl-Chips.

Ich finde Julia in einem Seitenzimmer, in dem ein schmales Bett steht, ein langer Tisch voller Essen und zwei hohe Bartische, wie sie sonst bei Sekt- und Brezel-Empfängen zu finden sind. Die Bartische irritieren mich nicht, sie passen seltsam gut in den Raum, auf ihnen steht Pizza. An der Wand hängt eine Leinwand, die aussieht, wie aus dem Schaufenster eines Fotostudios geklaut, es ist ein Druck von einem Porträt eines Mops, der einen Königsumhang und eine Krone trägt. Das Bild ist so geschmacklos wie der Gastgeber, der reinkommt und uns begrüßt. Er stellt sich mir vor, dann bemerkt er, dass wir uns kennen und findet es schön, dass wir da sind. Julia schiebt sich kalte Pizza in den Mund und ein Stück Käse. Ich schiele noch mal auf den langen Tisch mit dem ganzen Essen. Irgendwie ist niemand auf dieser seltsamen Party, niemand isst dieses Essen, und das beklemmt mich so sehr, dass mir der betrunkene Appetit vergeht.

Die Schwester des Sohns des Gastgebers erzählt mir, dass meine Mutter ihr immer Sachen bei Ernsting's Family gekauft hat. Meine Mutter hat in ihrem Leben noch keinen Ernsting's Family betreten, allein die Vorstellung bringt mich zum Lachen. Ich erinnere die Schwester daran, dass es sich vermutlich um die Mutter einer anderen Ex-Freundin handelt, mit der ich die erste Liebe teile. Das ist ihr unangenehmer als mir. Julia ist gefangen in einer Unterhaltung mit dem Gastgeber und einem Typen, der aussieht wie R. Kelly vor einer Grundschule, wenn er sie anguckt. Ich trinke einen Schluck schales Bier, frage mich, wo meine Freunde sind, und gehe in die Küche. Ich schaue mich um und merke, dass ich mit niemandem der anwesenden Menschen, die ich als meine Freunde bezeichne, überhaupt befreundet sein will und allgemein alles um mich herum

ekelerregend finde. Der Bruder des Sohnes des Gastgebers boxt ein Loch in die Glasscheiben der Küchentür. Meine Augen brennen vom Rauch und hier ist das Licht zwar nicht lila, aber zu hell. Es ist ein klassischer Berliner Altbau, warme Holzböden und verwinkelte Räume, was die Situation aus irgendeinem Grund noch trauriger macht. Niemand anderes ist traurig. Emil taucht wieder auf, seine Augen sind stumpf vom Koks und sein blonder Kumpel fragt mich, ob ich finde, dass die Junge Union eine Existenzberechtigung hat. Emil, groß und bullig, wuschelt mir durch die Haare.

Der Gastgeber zieht, als sei es das Natürlichste der Welt, einen Hackbraten aus dem Ofen. Sein Sohn sagt, als wäre es das Natürlichste der Welt, wie gut der Hackbraten riecht. Ich bedauere ihn sehr, vor allem, weil er nichts an der Situation bedauernswert findet.

Ich fühle mich endlos verloren an diesem Ort, nach nichts sehne ich mich mehr als nach Unterhaltungen über Philosophie, über Autorität und Faschismus und nach weichen Küssen. So bodenlos traurig bin ich nie, wenn ich alleine bin. Die größten und einsamsten Löcher reißen Menschen, unter denen ich mich wohl fühlen sollte. Ein Typ, mit dem ich mal aus Versehen aus Liebeskummer rumgemacht habe, versucht, mich zum Tanzen in das lila Zimmer zu ziehen. Ich ramme die Füße in den Boden und sage Nein. Der Hackbraten riecht echt ganz gut.

Ich beschwere mich bei einem anderen mit dem ich auch mal was hatte, etwas weniger aus Versehen, aber auch nicht so ganz mit Absicht, dass ich es hier seltsam finde. Er versteht das nicht. Generationsübergreifende Partys findet er sehr gut. Klar, dass der Gastgeber auch die Ollen von Tinder eingeladen hatte, war ein bisschen komisch, aber die sind ja jetzt weg. Ich sage, dass ich koksen scheiße finde, und gehe aufs Klo, um alte Chatverläufe zu lesen. Ich überlege kurz, dich anzurufen, einfach um dir zu erzählen, dass ich grad auf dem Klo sitze, während alle denken, ich hätte Verdauungsprobleme, und mir alte Fotos angucke, davon, wie du nackt in meinem Bett liegst. Ich grinse mich ein bisschen panisch im Spiegel an und bestelle mir und Julia ein Taxi. Dann gehe ich in das Zimmer des Sohns des Gastgebers und schnüffle ein bisschen rum, ob ich was Interessantes finde. Er hat eine neue Freundin, die aussieht wie ihr Windhund, aber nichts in seinem Zimmer ist interessant.

Ich träume von lila Licht und davon, dass der Hackbraten aus meinem Ex-Freund gemacht wurde. Morgens essen wir Croissants und sagen ganz oft, wie seltsam alles war.

Ich versuche, die Seltsamkeit mit einem sozialen Habitus zu erklären, den wir eben nicht verstehen, merke aber, dass das nicht geht, denn es gibt keinen. Dieses seltsam bourgeoise Umfeld vermischt mit Trash, Jurastudenten mit ekelerregenden Drogen, Hackbraten mit lila Licht und Familienfotos an den Wänden mit Hass. Zumindest Letzteres ist vielleicht auch eine Universalie.

WÜRMER

Vor der Germanistik-Zweigbibliothek würge ich absichtlich schlecht gelaunt ein belegtes Brötchen aus der Mensa runter. Der vegane Brotaufstrich schmeckt vertraut, die schlechte Laune auch. Wütend starre ich danach auf das hässliche Orange der Wände in der Bibliothek und denke mir statt einer Bachelorarbeit, Vorwürfe an mich und andere Leute zusammen.

Ich stehe unter der Dusche und höre Sirenen durch das Rauschen des Wassers hindurch. Sobald ich es abstelle, um meinen etwas wintergrauen Körper einzuseifen, höre ich sie nicht mehr. Ein bisschen verrückt ist jeder, sage ich mir, stelle das Wasser wieder an, und höre den Sirenen zu. Im Halbschlaf höre ich das Klingeln der Tram auf der Kastanienallee und sage mir, dass es nicht echt ist. Ein bisschen verrückt ist jeder, manchmal bilde ich mir ein, ich bildete mir Sachen ein. Klänge sind gut zum Einbilden.

Ein Ohrwurm, Lana del Rey, wie sie singt "you like your girls insane". Ein bisschen verrückt ist jede, weiß Lana, ich höre das und fühle mich insane. Ein Wortwurm. Morgens sagt der Mitbewohner laut JAJAJAJA ins Telefon, weil er etwas lustig findet, aber es klingt mehr wie IAIAIAIA. Ich überlege, ob ich das schön finde, und dann macht es den ganzen Tag in meinem Kopf IAIAIAIA.

Im Januar gibt es in der Mensa fast täglich Milchreis. Ich denke manchmal tagelang an Milchreis, ich habe einen Milchreisohrwurm, der Milchreis schmeckt nie so gut, wie wenn ich an ihn denke. Nach dem Essen bin ich nicht mehr wütend, sondern traurig in der Bib, ein ungutes, unsicheres Gefühl sitzt mir in der Magengrube, das Gefühl habe ich fast immer, es fühlt sich an, als hätte ich Scheiße gebaut, wüsste es aber noch nicht. Dann fällt mir der Milchreis ein. Wahrscheinlich ist der Milchreis das Gefühl.

Manchmal habe ich einen Menschenwurm. Heute einen Sarahohrwurm. Wie sie den Knopf an der U-Bahn-Tür drückt und die Tür nicht aufgeht und sie noch mal drückt und dann ein Mann drückt und die Tür geht auf, zufällig, nicht weil sie nicht stark ist, und sie

verdreht die Augen und nimmt einen Schluck vom Tee in ihrem To-go-Becher und ist schlecht gelaunt. Immer wieder verdreht Sarah die Augen vor meinen Augen.

Manchmal habe ich auch einen Wurm von Menschen, die lange nicht mehr in meinem Leben sind, einen Wurm von einer

ehemaligen Freundin, wir haben nicht zusammengepasst, manchmal denke ich trotzdem, ich sähe sie irgendwo, und mir klopft plötzlich das Herz und ich denke den ganzen Tag an sie, überlege, was noch mal ihr Lieblingsessen war, ihr Lieblingsort im Nordkiez von Friedrichshain.

Mein letzter Wurm ist ein Stadtwurm: bevor ich auf dem orangenen Tisch einschlafe, laufe ich die Straßen von Manhattan entlang, spüre die Hitze der Stadt, wie mir der Schweiß den Rücken herunterläuft und ich betrunken in ein Sandwich beiße, wie man es in Deutschland, in Europa, nirgendwo finden würde, Pulled Pork mit saurem Gemüse, nicht koscher, nicht besonders frisch, danach ein Limetteneis aus dem Walgreens. Nirgendwo kann ich so glücklich allein sein wie dort, denke ich, was für ein Geschenk, dort so glücklich allein sein zu können, das wird es immer geben, mitten im Berliner Winter, der einsam ist, grau, darf ich glücklich und allein die Straßen von New York langlaufen, ein weißes Sommerkleid tragen und grünen Farbstoff darauf tropfen. Eiskaltes Wasser kaufen im Deli an der Ecke und extra langsam nach Hause laufen, weil es im Liegen heißer ist und man eh niemanden kennt, es wäre also nicht peinlich, sich dabei erwischen zu lassen, Leute zu beobachten, und das macht hier eh jeder. Am nächsten Tag höre ich in den Straßen Berlins nicht auf, durch die Straßen von New York zu laufen, es ist eiskalt und grau und ich bin müde und immer noch wütend, aber mein Stadtohrwurm rettet mich, ich stelle mir den Sonnenuntergang zwischen Häuserschluchten vor und den Geruch des Theaters, wenn ich die Tür aufstoße. Den Geruch vom West Village, Sojasoße, Koriander, Klimaanlagen. Den Geruch der High Line, wenn die Touristen weg sind. Blumen und Abgas. Den Geruch der vierunddreißigsten Straße. Fleisch und Plastikkoffer und billige Turnschuhe und Chemie und Falafel und Garage. Jetzt habe ich einen Nasenwurm von New York, einen Fußwurm, während meine Füße mich durch das Gitternetz der Straßen Manhattans tragen. In der Bibliothek ist es plötzlich nicht ganz so schlimm. Während ich meine Hausarbeit schreibe, laufe ich durch eine bessere Stadt.

WAS MAN TRÄUMT

Eine leere Stadt macht einen vollen Kopf, denkt man, und starrt vor sich hin und liest von Winnie Puuh oder Madita. Noch nie haben so viele Studierende es sich auf einmal wieder bei den Eltern bequem gemacht, denkt man, außer für ein paar Feiertage.

Man kann nun auf der Straße laufen. Zum ersten Mal gibt es keinen Lärm vom Restaurant unter dem Schlafzimmer und man fühlt keine Genugtuung. Es ist eine seltsame Zeit, sagt man sich, plötzlich kochen wir so viel, aber sonst geht es uns ja gut, oder, es geht uns doch gut?

Im Görli stehen die Verkaufenden weiter auseinander. Wir fragen uns, ob gerade der Umsatz steigt. Mein Kopf fühlt sich an wie ein seltsamer, schwerer Backstein. Wir versuchen, Filme zu schauen, konzentrieren uns nicht, optimieren keine Zeit, liegen im Dunkeln vor blauen Bildschirmen.

Am fünften April, es sind in der Sonne etwas über zwanzig Grad, fallen Rubens Schlüssel in den Landwehrkanal. Er versucht, sie zu finden, erst mit einem Stock, irgendwann, einer davon ist richtig wichtig, zieht er sich bis auf die Unterhose aus und klettert von einem Schlauchboot heraus ins braune Wasser. Er findet keinen Schlüssel, ihm wird nur furchtbar kalt. Auch im heißen Bad fröstelt er. Ich koche uns Bohnen mit Spinat, nachts wird ihm wieder warm und zum ersten Mal, seit wir uns kennen, ist er vor mir wach.

Ich träume nicht vom dreckigen Kanal, sondern von Bohnen.

Ich träume laut, weil alles leise ist, ich träume von der türkischen Küste, von den mit Reis gefüllten Muscheln, über die man Zitrone quetscht und isst, bevor man ins salzige Wasser taucht. Ich träume viel von Essen, weil Essen besser schmeckt, wenn man es draußen und im Warmen isst und es einen mehr erfrischt oder befriedigt, als dreimal am Tag auf einem Polstermöbel verträumt auf den Bildschirm zu starren und sich selbst zu befüllen.

Im Sommer wollten wir zurück in das Haus in der Türkei fahren, alle gemeinsam. Urlaub mit Lieben. Muscheln am Strand und vorm Ventilator trocknen. Ob wir die Katzen ins Haus lassen, jeden Tag neu diskutieren. Am Ende schleichen sie eh herein. Jetzt planen wir, stattdessen im Winter zu fahren, oder nächsten Sommer. Wie gut wir es haben, einfach nächsten Sommer fahren zu können. Man darf ja nicht heulen, man sollte träumen. Vom Geruch des Grills. Von einer Wassermelone, die so knackig ist, dass es beinah wehtut.

Ich schreibe einen Liebesbrief im Schlaf. Daran, wie man sich den Rücken kraulen kann, wenn man so eng befreundet ist wie wir. Daran, wie sich die Sonne in den Gläsern der Brille spiegelt und das Braun der geliebten befreundeten Augen golden macht. Daran, dass man heulen darf und das ist okay und man muss sich nicht entschuldigen, man kann die Rotze am Pullover abschmieren. Man darf aber auch nicht heulen und sich anschauen und alles voll scheiße finden und nichts essen wollen, nur Wein trinken, und dann mit einem heißen Kopf einschlafen. Man muss nicht einer Meinung sein. Man kann auch keiner Meinung sein. Niemand braucht noch eine Meinung zum Nahostkonflikt und man kann sich über seiner Suppe sitzend einig sein. Über seinem Wein brütend uneinig oder kein ich sein. Träume einen Liebesbrief daran, dass es sanft ist und still und trotzdem das Beste von allem und vom Hier. Einen Liebesbrief daran, sich den ganzen Tag aufeinander zu freuen und extra schnell mit dem Fahrrad zu fahren, um sich zu sehen, weil man sich jetzt Zeit nimmt und sich anschaut. Träume einen Liebesbrief an Dates miteinander und dreckige Hintern am Kanalufer und an den Geschmack von Sonnenaufgang. Daran, dass man sagen kann: kannst du mich mal am Rücken kratzen, und man weiß genau, wo gekratzt werden muss. Daran, dass man Bier ausgibt, einen Liebesbrief an jedes ausgegebene Bier auf dieser Welt träume ich noch, jedes, das besser schmeckte, weil es ausgegeben wurde.

was mut macht

Wenn man etwas aus dem restaurant nachkocht und es genau so schmeckt, wie man wollte.

wenn man manchmal in den spiegel schaut und bemerkt, dass die farbe des pullovers zu den eigenen augen passt, wie, wenn man eine freundin anschaut, und denkt, wie schön.

wenn ein kind einen mag und man es halten darf. alternativ, wenn eine katze einen mag und man sie halten darf.

wenn man eine idee für eine geschichte hat.

wenn man das bett frisch bezogen hat und sich hineinlegt und es ist ganz knusprig um einen herum, an der wange, an den beinen und in der nase.

ein wirklich gutes telefonat mit einer freundin. wenn man aus dem bauch lacht, dann weiß man, es war gut.

wenn man vermissen kann, einen menschen und die sonnenstrahlen auf dem oberarm, dem weißen t-shirt das licht zu zeigen, dem menschen, wie man im weißen t-shirt aussieht.

wenn man sehr fest umarmt wird.

wenn man jemanden zu tränen rühren darf.

wenn man etwas kocht und es schmeckt wie etwas ganz neues, wie etwas, was noch nie gegessen wurde, und man ist etwas stolz, wie wenn jemand über einen lustigen witz, den man gemacht hat sehr lange lacht.

wenn man sich überlegt, wie viel zeit man hat. wie reversibel die dinge sind, wenn man viel zeit hat.

mir macht es keinen mut, um neunzehn uhr aus dem fenster zu

klatschen. mein körper reagiert trotzdem mit gänsehaut. gänsehaut allerdings macht mir mut, trotzdem ist sie ein trugschluss, man denkt, oh, schau, es berührt meinen arm, also berührt es mein inneres, also ist es gut.

wenn man nachts aufwacht von einem knall und sich furchtbar erschreckt, aber es ist nur ein poster, das von der wand fiel. man kann es morgens zurückkleben und weiterschlafen.

wenn ein buch zu ende ist, das man nicht mochte, und man froh ist, dass man es endlich geschafft hat, und man dann ein ganz neues anfangen kann, das verspricht, einen weniger zu enttäuschen.

wenn der körper einen mehr hält als man selbst den körper, das gefühl, wenn die beine schön schwer werden auf der matratze.

wenn man seine wut über das ungerechte herausbrüllen kann. man sollte sich schilder malen in die einsamkeit und im wohnzimmer demonstrieren. für und gegen das privileg.

wenn man seinen eltern einen gefallen tun kann, etwas ganz kleines, das vielleicht helfen kann. dann sehen sie plötzlich klein aus,

wenn man ihnen winkt, und man muss weinen und ein stück stachelbeerkuchen essen, nachdem man seine hände desinfiziert. aber sie lassen sich beeinkaufen und winken einem, und das macht mut.

wenn man ein gutes neues lied findet und dem lied nicht müde wird.

über gedanken und gedenken

in der weserstrasse sonnt sich ein haus. das daneben bekommt noch keine sonne ab. ob häuser sich auch um die sonne streiten, so wie es die menschen tun? das daneben, stelle ich mir vor, schaut traurig, es ist 09:23 Uhr, noch kühl, ich gehe croissants holen und gehe einen extrablock, ich stelle mir vor, das haus hätte gänsehaut so wie ich. wie gemein, ich darf mich einfach weiterbewegen. die nase zur sonne strecken. den ganzen winter konnte ich nur über sie schreiben. es war so dunkel, dass es nur die sonne gab. sie war die steifen finger wert.
wir halten es ganz gut miteinander aus: streiten so alle zwei wochen, meistens schlafen wir im laufe des tages miteinander, manchmal lautlos und manchmal heftig, selten, nachdem wir gestritten haben. ich vermisse einige meiner freundinnen so schmerzhaft, viel mehr, als wenn man nur in einer anderen stadt ist. ich vermisse ihre unersetzbar weichen körper, auf denen man sich einkuscheln kann, und vermisse es, mich zu beschweren bei ihnen und am meisten vermisse ich vielleicht, mit ihnen zu kochen oder für sie gemüse in eine pfanne zu schmeißen und mit sahne, honig und zitrone abzulöschen und erdbeeren zum nachtisch zu zuckern. am kino steht fortsetzung folgt auf einem plakat. das kleine kino in der nansenstrasse, in dem ich erst einmal an einem kalten abend einen film mit meiner mutter über eine fotografin geschaut habe, serviert abends antipasti, ich sage mir seit jahren, ich werde mehr hingehen. was, wenn das dann nicht mehr geht – hat das überhaupt eine auswirkung auf mein leben? würde ich es überhaupt merken? ich vermute, nein: es wird andere kinos geben.

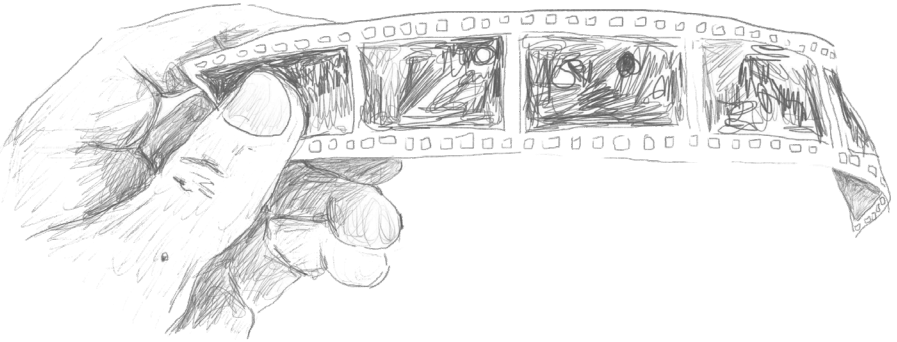
so wie jeder nach katastrophen weiß, wo er war, als sie passierten, ich zum beispiel saß, als die türme einstürzten und ich die bilder sah, auf dem gelben teppich am fraenkelufer.
jetzt weiß jeder, wo er zuletzt unter menschen war, bevor es passierte, weil die zeitspanne länger war. ich war zuletzt auf dem big-thief-konzert. es war das erste konzert, das mein freund und ich gemeinsam besuchten, obwohl wir uns jetzt schon eine weile kennen. i'll be your record player baby if you know what i mean, hauchte die sängerin ins mikro. am merchstand haben wir uns

shirts gekauft und der bekiffte roadie sagte, es wäre sicher das letzte konzert der tour. i'll be your record player baby if you know what i mean heißt auch meine playlist für ihn. seit wochen habe ich nichts mehr auf die playlist gemacht, ich fülle sie, wenn man getrennt ist und ich an diese liebe denke, aber wenn ich in der badewanne liege und er auf der anderen seite der wand liegt und im bett zeitung liest, hören wir die gleiche musik und wissen, welchen takt das herz grade schlägt, dann geht man höchstens noch rüber und sagt, ich liebe dich, in klaren worten, nicht so gehaucht, aber was man sagen will, ist: i'll be your record player baby if you know what i mean.

scheinbar gibt es kein anderes thema mehr, obwohl man kaum noch drüber redet. ich ertappe mich an einem tag dabei, wie ich airbnb öffne. vor scham vor mir selber, werde ich rot und schließe die seite schnell wieder. scheiß privileg. am ersten mai kreist ein hubschrauber überm haus und wir gießen die blumen und holen take-out.

am 27.01. haben wir stolpersteine geschrubbt im prenzlauer berg. zwei frauen kamen näher und wurden aufgeregt und wir auch, weil sie erzählten, sie seien genau für diese stolpersteine gekommen, die wir gerade in der fehrbelliner straße schrubben würden. wir wurden alle aufgeregt und konnten uns nicht merken, wie sie verwandt waren, eine der beiden mit georg wolff, dem wir gerade anonym und wütend gedachten. ihr großonkel, glauben wir. plötzlich nicht mehr anonym. sie ist eine junge wiener frau und ich konnte kaum sagen: ich bin auch jüdisch, wollt ihr zum schabbat ans fraenkelufer kommen, es ist warm und hell dort. wir starrten uns alle an, nickten, alle vier von uns hatten verstohlene tränen in den augen. plötzlich nicht mehr anonym, dieser mann, der in auschwitz gestorben war, als einziger von sechs brüdern hatte er nicht überlebt, erzählte sie, aber die anderen, sie konnten entkommen. ich konnte lange gar nichts dazu aufschreiben. auf hebräisch sagt man „baruch dayan emet", gelobt sei der ewige richter, wenn jemand trauert. man mag niemanden loben und man kann es nur einander

sagen. danach habe ich alle zwanzig steine vor dem hauptgebäude der humboldt-uni geputzt und hyazinthen hingelegt und geheult. ein mann kam vorbei und sagte, er mache das auch in mainz, aber meine scheuermilch sei eine schlechte idee, man sollte metallreiniger nehmen. ich schaute ihn ungläubig an, und dann sagte er: toll, dass sie das machen. ich kriege kopfschmerzen wenn ich an diesen tag denke, an dem die sonne schien und ich mit meiner alten chefin kaffee trank, scheuermilch und tränen im rucksack, aber in der verwaltung in der dorotheenstraße war alles normal.



gedichte aus der isolation

1.
vielleicht bringt das unglück
der fotostreifen. unsere geheimnisse
das unruhige, dass ich keine katzen mag
die fahrradreifen. unsere geheimnisse
das normale, dass ich gerne schüchtern wär
das händegreifen. unsere geheimnisse
verschlungen und müde

2.
es kommt nichts zustande. nicht niemand
es zählt jetzt keiner mehr nächte
füße bewegen sich kaum barfuß auf heißem asphalt
kein kurzes kleid rutscht höher

3.
wimpern schlagen pinsel
hochroten kopfes
braust niemand ab oder auf
in den adern unserer stadt gibt es kein
besser so.
besser anders, besser nicht
ein bisschen luft wäre gern gehabt,
ein bisschen mehr als das, was du hier atmest.

innerer monolog

kein innerer monolog darüber, was wir alle machen, wenn das alles vorbei ist. machen eh alle das gleiche, sich umarmen und tanzen und arbeiten und gruppendinge tun.
kein innerer monolog darüber, was jetzt grad gut ist.

hier ist mein innerer monolog: manche sachen bleiben gleich. ich bin es trotzdem müde, leuten auf ihre nachrichten zu antworten. häufig telefonier ich, bis mein hals weh tut. ich hasse das. ich bin trotzdem traurig, vielleicht auch nicht trotz dem, was grad ist, sondern immer noch. es ist erlösend, die füße aus dem fenster zu hängen. es ist erlösend, deine lippen zu küssen.
eine chronik von ereignissen, die sich nicht ereignen, und wir haben es vergessen. scheiße, wir haben ganz vergessen, vor drei tagen wäre das konzert gewesen, für das du mir karten zu chanukka geschenkt hast. wie einfach alles egal wird.

mein innerer monolog schaut ständig auf die straße unter dem balkon, weil ihm langweilig wird.

dort, weit unten, fast am bürgersteig hänge ich die beine über das geländer, damit an diesem ersten barfußtag so viel körper von licht bedeckt ist, wie es nur geht. ich überlege, ob mir etwas wehtut, und merke, nein. das ist schön. ich öffne mein buch, eine liebesgeschichte. ich habe lang keine liebesgeschichte mehr gelesen.
gegenüber steht eine mutter mit ihren drei kindern, zumindest denke ich, dass sie es sind. es sind zwei kleine und ein älteres, vielleicht so dreizehn, in diesem seltsamen alter, in dem man lieber einfach noch in ruhe spielen will, aber schon fast so groß ist wie die mutter. das ältere sitzt auf dem kinderfahrrad und fährt mit den füßen auf dem boden in seltsamer pose voraus und an der straßenecke wieder zurück zur familie. sie übergibt das fahrrad an das geschwisterkind. die mutter hält fest und läuft mit, ein paar mal die strasse rauf und runter. irgendwann lässt sie los. wie alle fahrradfahren gelernt haben, mit einem menschen im rücken, der loslässt, und man merkt es nicht. bei mir war es mein großvater in einer bielefelder reihenhaussiedlung. die mutter lässt los und fängt laut-

hals an zu jubeln, während das kind über den bürgersteig fährt. ich würde so gern mitjubeln.
auf der pannierstraße gibt es einen verkehrsunfall. während ich in der küche stehe und dressing rühre, senf und honig, salz und essig, olivenöl, knallt es laut. es ist ein auto in ein anderes gefahren, direkt dahinter ein polizeiauto. es geht allen gut, aber der fahrer vom schwarzen mercedes ist irgendwie weg, viele leute laufen näher und es kommt von allen seiten polizei. ein m29-doppeldecker-bus ist gefangen zwischen alledem, vor ihm sind wannen und hinter ihm, der arme bus sieht ganz dick und verwirrt aus in all dem blaulicht. jemand schreit: AUF DER BRÜCKE! später im internet lesen wir, dass der unfallbauer in den landwehrkanal gesprungen ist. dann passiert lange erst mal nichts mehr auf der pannierstraße, der unbeholfene bus fährt wieder fröhlich durch die stadt.

an der bushaltestelle schreit eine frau niemanden an: „ob wir uns verstanden haben, habe ich dich gefragt", brüllt sie. ich überlege so lang, ob ich zurückbrülle: JA!!!, bis der bus kommt und sie einsteigt. mein innerer monolog brüllt sehr lange, ja, wir haben uns verstanden.

ein kind sitzt auf einem der kleinen kindersitze für kleine kinderhintern vorne auf der fahrradstange von papa. beide tragen gestreift, das kind hat engelsgleiche locken und, soweit ich es durch die gitter des balkon erkennen kann, ein rotzfreches grinsen. sie singen ein lied, die letzten worte rufen sie gemeinsam, eine rolle klopapier! ob das kind weiß, wie es gerade ums klopapier steht?

vorm schlafen

meine letzten gedanken, bevor ich einschlafe, sind, oh, endlich, ich schlafe ein, und das macht mich dann wieder wach. ich wache manchmal frühmorgens hungrig auf und stelle mir vor, ich würde kuchen backen oder spiegelei braten. in diesen momenten vergesse ich, wie seltsam unsere welt gerade ist. ich denke nur, beinah instinktiv, an essen und schlafen, es ist erholsamer, in diesem stadium zu sein, als sich einfach einen verdammten kaffee zu machen und frühstück und in den tag zu starten. die tage sind konfrontativ und gehen schnell vorbei, am ende des tages muss man trotzdem überlegen, wie er angefangen hat, der tag.
meine letzten gedanken, jetzt echt die letzten, hoffentlich, sind die an die letzte reise:
wir fahren gemeinsam in die schweiz. die federbetten sind schwer und warm und die luft ist frisch. im ice habe ich eine schlaftablette genommen, ich wache kurz vorher auf, die schlaftabletten nehme ich eigentlich nicht mehr, aber wie schön es war, keine zeit zu spüren. das ist das mit den schlaftabletten: selbst im traum vergeht keine Zeit. man läuft nirgendwohin oder unterhält sich, es ist dunkel und hell, manchmal grün und manchmal gelb. dann ist es basel. ich folge den unterhaltungen.
es gibt frühstück, das mir so gut schmeckt, dass ich angst habe, ich könnte gierig wirken. butter und käse und saure marmelade und zopf. hefezopf ist nur zopf. ist ja eigentlich auch klar, dass da hefe drin ist. dystopisch, die vorstellung, hefe könnte mal umkämpft sein. ich lerne, wie man das frühstück nennt: z'nüni. man lässt noch einen kaffee raus.
manche konservative wurden von ihren konservativen eltern konservativ gemacht. ich wurde auch von meinen eltern konservativ gemacht, also nicht so, dass ich nicht weiter gerne bei demos gegen nazis rumschreie und fünf euro im monat an die grünen zahle. nicht so. nur so, dass ich tiefen sozialneid empfinde auf das haus mit dem garten und dem hund.
ich kann nicht entscheiden, ob mir zürich gefällt. ob es mir gefällt, dass du dort so attraktiv und sicher durch die straßen gingst, mir vorzustellen, wie du jemanden küsst, an einer Ecke die ich zum ersten mal sehe. Beim spaziergang denke ich an eine badewanne, in

die ich vielleicht kurz tauchen könnte. es gefällt mir an den meisten küchentischen, an die du mich mitnimmst, manchmal verstehe ich nicht so viel und abends bin ich oft sehr müde. manches lässt sich nicht verstehen, kaffi und die sch-laute, wo man sie nicht erwartet.
im sommer sind wir wandern gegangen und mein erstes mal in den alpen hat mich mehr überrascht, mehr angestrahlt, als mein erstes mal in der wüste. das hätte ich nie gedacht. wir haben nach murmeltieren geschaut und ich habe tief geschlafen, meine träume rochen nach wiesenkräutern. wir wussten nicht, wie sicher wir uns sind. jetzt sind wir sicher. wir sind einander sicher.
auf dem rückweg müssen wir umsteigen und ich lasse beinahe meinen koffer bei dunkin donuts stehen. es fällt mir ein, als wir die treppe zum gleis im mannheimer bahnhof hochlaufen und ich renne los und den rest der zugfahrt lachen wir uns scheckig oder du schläfst in meinen armen.

wie es so ist als sprache in diesen umständen

es gibt diese hypothese, dass die sprache das denken prägt. das mit den zwanzig worten für schnee, was eigentlich nicht stimmt. deutsche haben danach zwanzig worte für einsamkeit und regeln. abstandsregeln. als linguistin kenne ich auch ausbauregeln. wenn wir sie übertragen, die sprache auf die welt, dann sind ausbauregeln die regeln, nach denen man sein leben ausbaut, wenn man sich an abstandsregeln hält.

als sprache kann man es nicht weiter bringen, als für eine sache viele worte zu produzieren.

einen umstand zu kennen, zum beispiel. eine sprache kennt einen umstand und kennt die aktuellen umstände, eine sprache sagt das wort coronasingle und autokonzert. eine sprache weiß, warum es unterschiede zwischen isolation und quarantäne gibt und sie erklärt sie sanft und immer wieder.

das deutsche kennt, wenn das alles vorbei ist, zwanzig worte für einsamkeit und regeln und das europäische sucht noch nach einem, das die solidarität ersetzen kann. man könnte es ertrinken nennen. es tun uns lungen weh, sie füllen sich mit wasser und entzünden sich. sie bieten kein essen zum mitnehmen an, diese lungen. wenigstens die blumenläden sind auf. eine sprache kann erzählen, wie sich lungen mit blumen füllen in lastwagen voller toter körper und es kann einen keiner daran hindern, auch wenn es eine bitterböse vorstellung ist, dass die sprache das darf.

die sprache ist produktiv. sie ist ein emsiges, fleißiges bienchen, mit der man komposita bilden kann, wie man es mag, nach schnauze und nach lust und laune. der sprache tut nichts weh, solang es regelmäßig produktiv ist. deswegen tut der sprache das wort coronababy nicht weh. an unserem kühlschrank hängt eine karte für uns coronacons mit einem herz und man fragt sich, tut das der sprache weh.

es wird zwanzig worte für einsamkeit geben und wir werden uns

wundern, warum es sie vorher nicht gab. wie ungerecht der einsamkeit gegenüber, sie nur eins zu nennen, eins-amkeit, dann gibt es noch zweisamkeit, die der einsamkeit scheinbar ins gesicht lacht. dabei weiß die sprache nicht, dass sich in der zweisamkeit auch die einsamkeit versteckt, weil die sprache sich der welt anpasst und man nicht alles in eines bekommt, wenn man mal nicht produktiv sein kann. so passt sich also die sprache der welt an und die einsamkeit geht verloren in einem anderen wort und man vermisst einzweisamkeit als gutes resultat der produktivität.

es wird nach millionen bundestrainern auch millionen blockwarte geben und wir werden neue wörter dafür finden, wegen der aktuellen umstände. atemmasken werden umstandsmode sein. man muss nicht immer produktiv sein, um sich aktuellen umständen anzupassen, auch als sprache nicht. es ist anstrengend, in den aktuellen umständen eine sprache zu sein. die sprache ist müde, die welt zu repräsentieren. sie macht einen isolationsschlaf. auch die sprache muss von zuhause arbeiten.

porträt einer situation in holzdielenfarben und samt

nachdem man in den noch kalten see springt, kribbelt der ganze körper. er ist kurz wach und aufmerksam. er macht niemandem etwas vor. ich gehe nicht joggen und niemand, den ich kenne, oder niemand, den ich täglich sehe, geht joggen. es ist in ordnung, nicht joggen zu gehen, erzählen wir uns. ich bin ja auch vorher nicht joggen gegangen.

manchmal färbt sich der himmel über dem landwehrkanal, auf dem sich die boote mehren und mehren, bald ist kein platz mehr und die in der mitte kommen nicht mehr an den rand, wenn mal wer aufs klo muss, rosa und wir bleiben auf der brücke stehen.
es gibt keine routine. manchmal gehen wir spazieren. manchmal holen wir uns ein falafelsandwich in der mittagspause. ich weiß nicht mehr, was letzte woche so passiert ist. vielleicht waren wir spazieren. wir waren in brandenburg und sind in einen see gesprungen.

ich verliebe mich mal mehr, mal weniger mehr, immer mehr in dich. ich verliebe mich in einen alltag, der nicht routiniert wird, aus dem einzigen grund, dass du jeden tag neu bist. ich verliebe mich in dich, wenn du weinend und fluchend auf dem balkon sitzt. es gibt eine bestimmte art, in der du weinst, in der ich verstumme und etwas fassungslos werde und nicht weiß, wie ich deinen großen und schweren körper festhalten soll. eine kleine katze zieht von einer plattensiedlung in das schlafzimmer und wir essen erdbeeren und blinzeln oft vor glück. wir gurren sie an und gurren einander an. die serotoninspiegel steigen im haushalt.

das leben, das du vor mir hattest, wird immer ungefährlicher. der schatten, den du wirfst, vertrauter. im winter sind die gelben punkte der laterne verschwommen, während die brillengläser beschlugen, zu einem gelben fleck, dein kopf lag zwischen hals und schulter. ich habe ganz ruhig geatmet und gedacht, das ist es, das ist liebe, wenn sie unaufgeregt da ist, dieser gelbe fleck ist die farbe meiner gefühle für dich, lebendig und ruhig.
langsam zurück zur normalität heißt es und es wird kontrovers

diskutiert, was die normalität ist. manches wird vergessen, zum beispiel die eifersucht. nicht die angst, etwas zu verpassen, oder der neid, darauf, was andere haben, sondern die eifersucht. es ist ziemlich unmöglich im moment, misstrauisch zu sein. ich weiß nicht, ob das gut ist, aber es sollte auch überlegt werden.

man hört träume besser, wenn es still ist, sagt sarah. hinter schweren samtvorhängen wird es laut hinter meinen lidern. ich erinnere mich selten, manchmal träume ich davon, eine handtasche zu kaufen oder neue schuhe und frage mich morgens, was mit mir eigentlich nicht stimmt. ich träume nie von kalten seen oder einem sandstrand.

die weichste stelle des katers befindet sich unter seinem kinn. dort fühlt es sich an, als wäre er eine teure kaschmirdecke. weil wir nicht nach new york fliegen können, laufen wir bei google maps die straßen entlang und ich zeige dir chicago, wo es die besten sandwiches gibt und wo barack obama zum friseur ging. wir rätseln, wie der sich wohl im moment fühlt.
in meine lauten träume webe ich bewusst erinnerungen an die heißen sommer in chicago. ich kann abrufen, wie sich der rasensprenger unter meinen füßen angefühlt hat im dicken gras des gartens, wie genau der kuchen meiner großmutter schmeckte und der viele lachs, der aus ihrem ofen kam. wie der brunnen gegenüber der guten sandwiches sich an meinen kinderfüßen anfühlte und wie mein lilafarbener rucksack, der bei target ausgesucht wurde, zu den rucksäcken der identischen zwillinge in der sommercampgruppe passte. heute schreiben die beiden mir nachrichten, wie gefangen sie sich in amerika fühlen.

auch sie gehen nicht joggen und es ist okay. es ist seltsam, ihnen zu erklären, was brandenburg ist.

the gap between sanity and insanity

auf einer bahn schwimmen fünf leute. wo ist die lücke, denke ich, between sanity and insanity. die welt steht still und ich zähle die bahnen und die atemzüge. die lücke, für mich ist sie das: das risiko, der egozentrismus, jetzt hier meine bahnen zu ziehen. the insanity of it. und die sanity of it: this-is-what-keeps-me-sane, mit jedem atemzug, jedes mal untertauchen. dazwischen ist die lücke. die lücke war vielleicht ja mal für alle gleich. vielleicht war die lücke die normalität, von der geschrien wird. meine lücke ist jetzt hier im schwimmbecken im prinzenbad. nie so glücklich und ruhig und sane, und trotzdem das verantwortungsloseste, das ich in den letzten monaten veranstaltet habe.

auf gesches balkon wachsen zuckerschoten. die einen halten sich an den holzstäben fest, die sie in die erde gesteckt hat, die anderen an denen, die sich an den stäben halten. ich frage mich, was für eine ich bin.

die pinguine springen nacheinander ins wasser, vor den flamingos stehen wir alle auf einem bein, wer länger kann. the gap between sanity and insanity: wir fahren mit dem patenkind in den zoo. die affen drehen durch, vielleicht, weil sie so lang nicht angestarrt wurden. insanity: die tiere einsperren, damit die menschen sich beim gaffen mit einem tödlichen virus anstecken. sanity: das kind mit pommes und eis vollstopfen. beim quietschen zuhören. den panda anschauen. am ende des tages kalte gläser wasser trinken und sich fühlen, wie nach einem guten ausflug eben, auf dem man pommes gegessen und zu wenig wasser getrunken hat.

wo waren vorher unsere lücken? für manche war es auch vorher schon insanity, in den zoo zu gehen. meine lücke waren schlafsäle in hostels. meine privilegierte lücke. die lücke, in der ich mich nicht um meine hautfarbe kümmern muss, sondern sollte.

wir finden eine lücke, die mich verrückt macht, die lücke zwischen den holzböden zur anderen wohnung, aus der es nach saurem rauch von labbrigen joints und selbstgedrehten kippen riecht. ein

fieser, vertrauter geruch. als wär etwas ausgekippt. ist das auch die lücke zwischen sanity und insanity: wie sehr es einen stört?

was macht das öffentliche leben, wenn es daraus besteht, dass man manchmal nach dem zahnarztbesuch in ein sandwich beißt und ein paar gewürze kauft, danach ganz erschöpft ist und die füße hochlegt. das öffentliche leben macht einen radschlag, während wir mittagsschlaf machen. es liest ein paar romane und es schweigt ob der toten. das öffentliche leben sucht eine lücke, in die es nicht passt, es findet die gap zwischen sanity und insanity nicht.

wie oft schon über den guten, sommerhaften geruch der ersten sonnencremedosis geschrieben wurde; und dass sonnencreme dieses jahr eine andere bedeutung hat, nicht die verheißung auf tage am meer, sondern das versprechen, sie nur auf dem balkon oder im park oder ganz vielleicht mal noch am badesee gebrauchen zu können.
rettet sonnencreme die wirtschaft? sonnencreme rettet die sanity. man trägt sie in großen kreisen im prinzenbad auf und massiert sie in die lücke.

übrigens

Übrigens habe ich die erdbeeren vergessen zu essen und sie schimmeln nun im kühlschrank, dabei hast du sie mir gekauft.

übrigens fallen meine augen manchmal zu, als gäbe es hinter ihnen kein gehirn, aus reflex muss ich sie schließen, selbst wenn ich auf dem fahrrad sitze.

übrigens

übrigens gibt es hier gar nichts mehr zu finden, wir haben uns daran gewöhnt.

übrigens, im see ist es so grün wie auf dem balkon und der geruch von kamille geht seit wochen nicht weg, dabei ist er doch gelb.

übrigens laufe ich gefahr und davon, nicht niemand zu sein.

in der villa elena wird im august niemand sein, sagt das airbnb. sollen wir im august in der villa elena niemand sein?

übrigens: im bier schwimmt kein elend, im wein aber schon. wir stoßen an mit wassergläsern.

übrigens, oh my love, my darling, singt lykke li. die sonne geht unter und ich halte euch im arm auf dem schornstein in der sonnenallee. ich will rumbrüllen, aber bin still und schlage die wimpern.

übrigens

ich frage mich übrigens, wie lange es dauert, bis die wut aus der wohnung verfliegt, wenn der mensch verflogen ist. wie lange hängt sie im geschlossenen raum, wie ist das mit dem aerosol?

übrigens: die stadt ist jetzt wieder ein bisschen voller. heißt das, man trifft sich mehr oder weniger wahrscheinlich zufällig? ich mag niemanden zufällig treffen. ich habe mich grade dran gewöhnt,

niemandem zu sagen, wie schlecht der tag ist, wie gut, wann ich das letzte mal in einem gewässer war oder was ich so einkaufe.

übrigens bin ich froh, dass man grad nicht feiern kann. ich hasse clubs und gieße zu viel schaum ins badewasser, party genug.

man kann übrigens still suppe kochen und es ist das zuhausigste gefühl der welt. man vergisst die wut zwischen den dielen, die man vielleicht auch selbst dort vergraben hat.
die wut fliegt ein bisschen raus in die stadt, wenn man lüftet.

ich habe von der mensa geträumt. davon, eine vorlesung zu besuchen und dann schnell was zu essen. den geschmack vom dressing hat man immer noch stunden später im mund. so ging es mir übrigens auch mit dem traum.

es stimmt übrigens nicht, dass die suppe das zuhausigste gefühl der welt ist. das zuhausigste gefühl der welt, das bist du, wenn du gerade aufgewachst bist und dich über den kaffee freust.

über das bad und über die arbeit

1.
es wird lippenstift nachgezeichnet. mit einem rosenholzbraunton über lippen, die ein bisschen alt aussehen.

elvira sagt: denk daran, was aus dem portemonnaie zu nehmen für mittag.
luisa sagt: ich habe einen apfel und keinen bock dabei.
elvira sagt: das ist nicht genug essen und nicht genug bock.
luisa sagt: mama, der lippenstift ist zehn jahre alt.
elvira sagt: verdien du doch das geld, um mir einen neuen zu kaufen.
luisa sagt: you can take my lunch money.
elvira sagt: sagst du das auch den schrecklichen mädchen in der stufe?
luisa sagt: ich hasse dich.
elvira sagt: auf der usieben ist schienersatzverkehr. bitte beeil dich.
luisa sagt: daran zweifle ich.
ludwig sagt: der vernünftige mensch hat gewisse zweifel nicht.

2.
ya'ara sitzt auf dem badwannenrand. leyla liegt drin.

leyla sagt: ich weiß nicht, was das war. weißt du, wir denken immer, jetzt ist das problem gelöst, mit dem sexismus und den männern, weil wir eigene bankkonten und meinungen haben. weil wir my body, my choice rumbrüllen. my body, my choice. gilt auch nur für abtreibungen. aber wir dürfen ja die meinung haben. weißt du, ich spür die hand noch immer, obwohl das heute morgen war. was hätte ich denn zu dem typen sagen sollen? my body, my choice, bitte fassen sie mir nicht mehr an den po, ich habe mich dagegen entschieden, dass jemand meinen körper anfasst. richtig eingebrannt hat sich seine scheißhand, ya'ara.
ya'ara sagt: soll ich hinterherzwicken?
leyla sagt: nein, danke. ich entscheide mich dagegen.
ya'ara sagt: scheiß patriarchat.
leyla sagt: ja. ich bin müde.

ludwig sagt: wir merzen also die sätze aus, die uns nicht weiterbringen.
roland sagt: was in mir nachklingt, ist etwas, das ich ganz körperlich erlebe: etwas geringfügiges und durchdringendes erweckt jählings diesen körper, der sich mittlerweile bereits in der wohldurchdachten vertrautheit mit einer allgemeinen situation beruhigt hatte: die sprache, das denken wirken nach art eines peitschenhiebes.

leyla sagt: was?
ya'ara sagt: nichts.

3.
alma will wie oscar im stehen pinkeln.

alma: nur mal ausprobieren, mama. ob es sicher nicht geht.
mama: es geht sicher nicht, das weiß ich.

ludwig sagt: was ist der beweis dafür, dass ich etwas weiß? doch gewiss nicht, dass ich sage, ich wisse es.
astrid sagt: einmal hat die lehrerin gefragt, wozu die nase da ist, und da hat albin in ihrer klasse geantwortet: „um rotz drin zu haben".

Wittgenstein, Ludwig: Über Gewissheit. Werkausgabe Band 8. Suhrkamp Verlag, Frankfurt (Main), 16. Auflage 2019. Zitat 1: S. 162. Zitat 2: S. 126.

Barthes, Roland: Fragmente einer Sprache der Liebe. Suhrkamp Verlag, Frankfurt (Main), 18. Auflage 2016. (S. 172)

Lindgren, Astrid: Madita.

pochiertes herz

ich habe london nur im regen gesehen

jetzt pochiertes herz bestellt

es schlägt hohl und sanft

ich habe london nur im regen gesehen

ich war nie an der themse

es gab gold und es gab grau und meine augen
waren nicht weit geöffnet

mein bauch war flach und leer

mal richtig was fühlen

jetzt gebrauchte sohlen bestellt

in den füßen anderer gefiele es einem vielleicht

sehr viel mehr

kleiner edeka

es gibt die verkäuferin mit den kurzen grauen haaren und ein paar barthaaren, die einzige, die sich nicht schminkt. sie ist schon am längsten da. mindestens fünf jahre. es gibt die mit der lila haarfarbe in einem braunhaarigen kopf, die einen lieben, traurigen blick hat. es gibt die, die sich schwer bücken kann und groß ist und die älteste. und es gibt die mit abstand jüngste, die an der kasse auf türkisch mit bekannten schäkert und mich eine sprache vermissen lässt, die ich nie konnte, einfach, weil ich sie so gern verstehen würde. es gibt wechselnde arbeitende dort an der kasse, aber sie bleiben nicht im gedächtnis, man erkennt sich nicht still. man wünscht sich manchmal einen schönen tag, aber nicht mit den augen.
selten gibt es männer. ein matriarchalischer supermarkt, ja, doch, vielleicht. wenn sie dort arbeiten, dann meistens nicht lange, sie sehen eingeschüchtert aus. einmal habe ich aus versehen besoffen fast klopapier geklaut bei einem und er hat in leiser stimme gebeten, es doch zu bezahlen, das war, als klopapier gerade ganz knappe ware war.

in diesem supermarkt kenne ich das sortiment, ich kenne die eissorten, die ich bei kummer kaufe und vergesse, bis ich das eisfach ausmiste. ich weiß, dass es abends meistens keine auberginen mehr gibt. bis der große edeka um die ecke einzog, war es noch schlimmer, da gab es nur noch das wirklich ganz unbeliebte gemüse und nie mehr die chips und den weißwein, den man offenbar gerne trinkt in dieser stadt. der arme kleine edeka, dachten alle, als der große edeka am maybachufer einzug hielt. im kleinen edeka waren sie ganz froh. vorher war der nächste am hermannplatz oder am kotti und jetzt gibt es manchmal sogar noch ein, zwei auberginen für mich.

die frau mit dem bart empfiehlt mir gern blumen, sie ist meine liebste. ich würde gern wissen, wie sie heißt. sie ist immer dabei, wenn noch an der ecke an den cafétischen vom café, das bereits um achtzehn uhr schließt, ein paar zigaretten geraucht werden. an der bushaltestelle gegenüber habe ich sie in den 194er-bus

steigen sehen und mir ausgemalt, wo sie hinfährt. ob sie enkel hat oder kinder. was abends im fernsehen kommt. wie viel länger sie schon bei ihrem edeka ist, als ich dort einkaufen gehe. ob sie erkennt, wenn jemand mit liebeskummer einkauft oder jemand ganz furchtbar einsames. ob es ihr egal ist.

die älteste, große verkäuferin schiebt aus versehen einen voll beladenen stapler gegen das kleine regal am ende der reihe mit den nudeln und den biosachen, in dem so sachen wie thermosbecher und plastiktrichter stehen. alles fällt auseinander. auf ihrem pulli steht BITTE ZWEI METER ABSTAND – RESPEKT und ich würde ihr so gerne helfen, aber ich weiß nicht wie, und stehe nur inmitten der thermosbecher und hebe einen auf und stelle ihn ins regal wie das letzte arschloch und starre sie an, in meinen kopfhörern kommt "hope there's someone" von antony and the johnsons: hope there's someone // to take care of you // when i die, und ich muss heulen unter der brille und über der maske vor den bioeiern. wie furchtbar und einsam die welt ist, und wie wenig man machen kann, um das auch nur irgendwie ändern zu dürfen, man darf nicht mal einen thermosbecher aufheben, oder man will nicht, weil man ein dummchen ist und dann einfach heult und sich bedauert. die alte frau muss sich nun nach allem bücken. jemand verdreht genervt die augen, einer der männer. er wird sicher bald gehen müssen. die mit der lila strähne eilt zur hilfe und schickt den mann an die kasse. ich trotte ihm heulend hinterher, während die beiden aufräumen.

die frau mit der lila strähne ist nie dabei, wenn alle noch feierabend machen. sie hat eine dunkle stimme und schöne braune augen. sie erkennt mich nicht, nicht so wie die jüngste, die das schöne türkisch spricht, und die frau mit dem bart, die mir blumen empfiehlt. ich glaube, sie erkennt niemanden, sie wirkt verträumt und als würde sie ihren job hassen, aber sehr gut machen. ich frag mich, ob sie gern wandern geht, ob sie es mag, wenn es unter ihren füßen knackt. ich schäme mich für die urlaube in der schweiz. kaufe schweizer schokolade aus sehnsucht, rede mir ein, sie wäre für meine liebe, am ende isst sie niemand, ich denke immer, ich mag schokolade, bis ich sie esse. dann ist sie mir zu süß und ich bekomme lust auf salat. der ist aber leider ausverkauft im geliebten kleinen edeka.

flughafen tegel

es ist gut, dass der flughafen schließen wird, denke ich. es ist gut, es ist besser für die leute und mit dem lärm und so. dann denke ich an meine tegelstarts und tegellandungen. es gab eine zeit lang so seltsame plakate von der fdp, die einen daran erinnerten, vielleicht geht er ja nun doch mal zu, dieser tegel.

im sommer kamen wir aus chicago wieder. meistens flogen wir über amsterdam zurück oder über madrid oder über london oder über paris. amsterdam mochte ich am liebsten. wir hatten viel gepäck von den wochen in den staaten. auf den wasserflaschen standen amerikanische quellen und schon beim start packte mich das fernweh, es löste das heimweh quasi direkterweise ab. wenn wir landeten, war es ende august in berlin. alles war grün. durch die taxifenster von tegel am tiergarten vorbei nach kreuzberg verschwomm alles in ein einziges grün. wenn wir in der fürbringerstraße ankamen, tranken wir als erstes leitungswasser, das so gut schmeckte, wie das leckerste Wasser der welt, das berliner leitungswasser, nachdem es in chicago sehr stark gechlort war und dann immer noch gefiltert werden musste. die filterwasserflasche stand immer im zu kalten kühlschrank und man bekam kopfweh vom filterwasser. das war, weil das wasser in chicago vor allem aus dem lake michigan kam, sagte man mir. der lake michigan sieht aus wie das meer, wenn man am oak street beach steht und nach hinten schaut. in der ferne sieht man manchmal gary, indiana. wenn wir in tegel landeten ging mir der geschmack der fremden muttersprache auf den werbeplakaten schwer von den lippen, mein kindliches sprachzentrum hatte sich schon voll verlagert. oft sprudelten an der gepäckausgabe ermüdungstränen meine wangen herunter. die tränen kenne ich immer noch. zwischen den ankünften mit meinem vater in tegel und der letzten ankunft mit meiner mutter,lagen auch einige ankünfte alleine, aber sie sind mir nicht wirklich geblieben, wohl weil ich mich zusammenreißen musste und nach dem koffer schauen und in den bus steigen. die letzte ankunft, das letzte mal chicago, war nicht im grünen sommer sondern anfang januar. die plakate hinterließen den selben tegelnachgeschmack. auf dem klo schöpfte ich mir leitungswasser in den mund. einmal

haben wir in tegel sogar freunde getroffen, die gerade in den flieger stiegen. in welchem anderen hauptstadtflughafen trifft man plötzlich zufällig leute, während man aussteigt, und macht klopfzeichen durch die glasscheibe, während die einen aufs boarding warten, die anderen auf ihre koffer?

wenn ich an tegel denke, denke ich an chicago. an den geruch der gärten, des rasens, der gesprenkelt wird, an den rost der schaukel. an das wasser. an den vollen kühlschrank, an den riesigen supermarkt, an die melonen, die nach melone schmeckten. an bagels und lachs, an familienstreits und geschrei, an den geruch von amerikanischem waschmittel in den straßengittern von downtown. daran, wie ich immer dachte, irgendwann ziehe ich hierhin, packe meine koffer, stelle mich in tegel an den check-in-schalter und häufe mir massenhaft schulden auf für die uni. tegel schließt gemeinsam mit dieser vorstellung die türen, oder nicht?

tegel hat immer fernreise bedeutet. schönefeld hieß easyjet, schlechtes gewissen, wir sollten echt mal weniger. natürlich sollten wir auch von tegel echt mal weniger, finde ich, finden wir alle. auch vom flughafen berlin brandenburg.

full circle

das ist die after hour für die leute, die schon zu müde sind, um schlafen zu gehen

oder sich beeindruckt distanziert in langsamen seitenblicken anzusehen

man kann seine schlüsse ziehen: seine kurzschlüsse, seine ausschlüsse, seine danebenschlüsse

aber ein fehlschluss zieht nicht, sondern fällt mit dem kalten wasser im schlachtensee und ein paar millionen wörtern, die man schon so gedacht hat in seinem leben

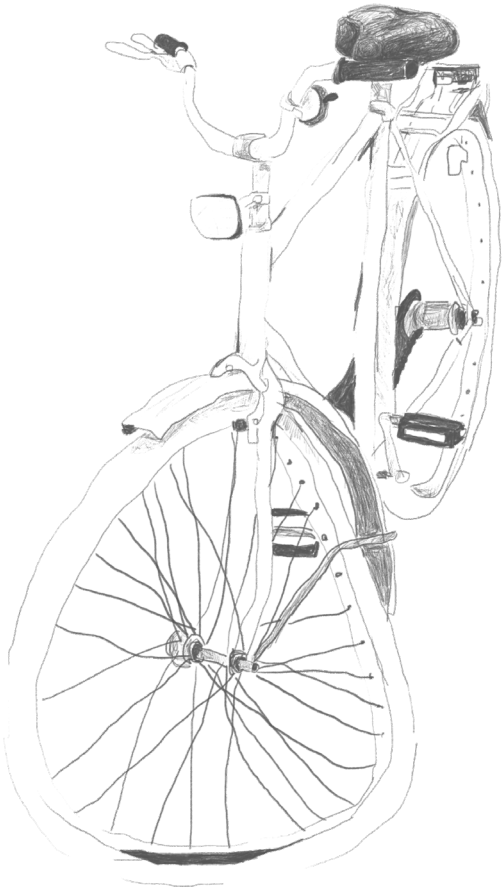
ist das was man fühlt, was ich für dich fühle, ist das ein gedanke, eine assoziation oder gibt es das, hält mich das, hält mich das wie meine nackten arme um meinen nackten körper unter heißem, heißem wasser oder hält mich nur das du in uns, nie das ich?

wie weiß man, dass man wichtig genug ist, um gehört zu werden, und nicht die wichtigkeit stiehlt und mit schmerzen verwechselt am wochenende habe ich dir meine schmerzen verwechselt

es tut mir wirklich leid

II

Berlin Stories – Finalist*innen



MONTAGMORGEN.

Ina Raterink

Ich bin wie immer viel zu spät. Also radele ich schneller, trete meine Blechmühle bis an den Rand ihrer Möglichkeiten. Eine rasende Radregentin, die gnadenlos gegen die Gesetze der Zeit radelt.

Wenn Radlerinnen rigoros Räder ramponieren, riegeln reiche Rentnerinnen Radwege rigoroser ab: Vollbremsung. Das war knapp.

Eine ältere Dame steht einen halben Zentimeter vor meinem Fahrrad. Fast heldenhaft hat sie sich vor ihren riesigen frisch frisierten Windhund geworfen. Er trägt ein Gucci-Jäckchen, sie eine Tasche selbiger Marke. Völlig verwirrt, dass ich in dieser Stadt immer noch Menschen treffe, die mir den Atem verschlagen, gucke ich sie mit großen Augen an. Ich bin mir ziemlich sicher, dass sie denselben Friseur hat wie ihr Hund und gleichzeitig dessen Vorgänger als Jacke trägt. Ein mit Swarovski-Kristallen bestücktes Halsband blendet mich, während sie mit ihrer edlen Zigarettenspitze vor meinem Gesicht herumwedelt. Eine Stimme, die mir verrät, dass sie seit Jahren mit viel Teer und Nikotin gepflegt wird, ermahnt mich schließlich in einem Ur-Berliner-Akzent: „Pass ma uff, wo de hineierst, und steck deine Glotzkorken wieda ein." Elegant schreitet sie rauchend über die rote Fußgängerampel am Ku'damm, als wäre er ihr persönlicher Laufsteg und das laute Hupkonzert ihr dramatisches Begleitensemble. Der Fahrer des Rolls Royce neben mir steht fast auf seiner Hupe, während ihm die Windhund-Dame zigarettenspitzendirigierend den Vogel zeigt. Ich muss laut lachen und kann dem Herrn mit dem hochroten Kopf in der Luxuskarosse leider nicht die wütende Zustimmung geben, nach der er mit seinen verzweifelten Blicken so sehr sucht. ‚Das Auto kostet bestimmt so viel wie mein ganzes bisheriges Leben', denke ich und fahre irritiert, aber erheitert weiter.

FRÜHLING – MEIN WEG IN DIE GOTHIC-SZENE

Ina Raterink

Jeder läuft durch Sonnenstrahlenparadiese, schnuppert hüpfend kichernd an jeder neu geborenen Blüte.
Man sagt sich:
„Oh Blumen pflücken – Oh rupfen", rennt irre im Blumenrupfrausch umher, um seinen Liebsten Frühlingsfreuden zu bereiten.
Die Natur erwacht zu neuem Leben und nicht nur Hunde begatten alles, was nicht bei drei auf den Bäumen ist. Alle, sogar die Berliner, scheinen glücklich im Aufwind neuer Lebensenergie.
Mein Hund hat seit Tagen nichts gefressen. Er ist überfordert mit frühlingshaften Wohlgerüchen anderer Hunde. Statt zu begatten, sabbert er nur lüstern an jedem Urinfleck dieser Stadt, vergisst das Fressen, hört nicht mehr und prügelt sich mit kleinen prolligen Hunden.
Statt eines gesunden Sexualtriebs hat er nicht nur eine manifestierte Essstörung, sondern auch noch ein Autoritätsproblem entwickelt.
DANKE FRÜHLING!!11!!!1
Aber zum Glück kann ich auch nicht allzu viel mit ihm rausgehen. Ein weißstämmiger Baum, dessen Namen ich hier nicht erwähnen möchte, belästigt mich seit ein paar Tagen extrem mit seiner aufblühenden Anwesenheit. Sein hinterhältiges Geäst bewegt sich im Frühlingswind besonders ausufernd, um seine winzig kleinen widerlichen hochallergenen Sprösslinge zu verteilen. Wenn man genau hinhört, hört man ihr düsteres Gelächter. „Wir vergiften euch mit dem Sperma eurer eigenen Umwelt", kreischen sie.
Mit kopfschmerzverzerrtem Gesichtsklaus kämpfe ich mich asthmatisch keuchend Meter um Meter durch fröhlich blumenpflückende Verliebte und schleife einen riesigen gierig sabbernden abgemagerten Hund hinter mir her. Er hat fettiges Fell und stinkt, aber ich rieche dank meiner chronischen allergiebedingten Nasennebenhöhlenentzündung nur einen kleinen Teil seines Odeurs.
Für ihn könnte ich die Gnade der Kastration walten lassen. Für mich gibt es nur Kortison oder eine Gasmaske mit Pollenfilter. Ich denke, ich wähle Letzteres, und werde in Zukunft von März bis Mai nur noch in der Cyber-Gothic-Szene unterwegs sein. Da ist die Gasmaske wenigstens sozial anerkannt, soll an ein Endzeitszenario erinnern und ist zudem schmuckes Accessoire beim absurden Tanz unter der Brücke.

Kastanienallee

Ina Raterink

Dunkle Gestalten in heller Bewegung
touristische Schwärme in flutenden Wellen
Waldorf-Schickeria im Abstieg vom Aufschwung
wie Ameisen, die beim Schneckenrennen bellen

Hipster-Catwalk und Kastaniensterben
der Lambada-Mann singt ihr letztes Lied
Jack-Wolfskin-Attitüde hinterlässt tiefe Kerben
in leerer Gesichtslosigkeit niemand was sieht

Der Dealer im Hinterhaus
Konsum vor der Tür
die Enge holt aus

STÜCKWERK

Helen-C. Boldt

Den Chor bilden heute Zug und Ohrstöpsel. Che Ge che Ge. N Tick n Tick. Mh Bam Mh Bam… Rhyth-mus. Klingt gut. Immer, immer weiter. Von Wegen Liesbeth tanzt mit bis kurz vor Rathenow. (Die Regio allein weiß, wo das ist.)

Das Vorlesungsskript auf dem Schoß ist die Garantie für den Blick
aus dem Fenster.
Wobei Sehen nicht automatisch durch Gucken
geschieht.

Das Träumerle dringt unter die Oberfläche.
Fügt der Realität Kopf und Herz hinzu.
Sodass nichts mehr einzeln oder in der Zeit ist.

Eine Komposition.
Ist ein Musikstück.
Aus vielen Noten.
Das nachklingt.

Dreiecke und Planquadrate finden ihren Weg in
jede Theorie.
Weil es Beziehungen überall gibt.
Die Regenbogenfarben haben eine Reihenfolge.

Malou ist glücklich, denn ein Kunstgriff ist erfolgt:

Schöpfung ist ein Schaffensakt. Bringt Altes als
Neues zueinander.
War es zwar nicht ex nihilo, so doch immerhin
als Puzzle angedacht.

In der Philosophievorlesung ging es darum, dass dem Präteritum der deutschen Sprache – anders als beispielsweise dem Imperfekt im Italienischen – ein Stück Metaphysik fehlt: Wie sagen, dass ein Ereignis der Vergangenheit anhaltende Bedeutung hat, wenn die Vergangenheitsformen der eigenen Sprache es nicht vorsehen?

Switching between languages kann die Ausdrucksformen erweitern.

Und Malou ist jetzt „sier“.
Weniger Schublade, mehr Entfaltung.

Ein Bild ist Momentaufnahme. Deshalb haben Menschen Videotechnik entwickelt.

Und Malou komponierte.

Die Tied löppt.
Ist auch nicht anders als „tempus fugit“.
Berlin ist Identitätswerdung.
Denn die Stadt ist ihre Menschen.
Malou geht spazieren.
Sier ist glücklich.

Scherben spiegeln das Licht.
Aber so vieles nicht.

Eine Flasche hat auch eine Vergangenheit.

~~FALKEN~~SEE

Florian Lehmut

„Eigentlich ist es unerklärlich“, hat Bhitika gesagt. „Dass etwas so schön sein kann. Und doch so grausam.“

Sie muss es wissen. Schließlich ist sie dort aufgewachsen, wo es am schlimmsten war. Ich kann kaum glauben, dass ich es endlich selbst sehen werde.

Als ich in Spandau den Zug verlasse, trifft mich die Hitze des Oktobertags wie eine unsichtbare Wand. Dabei bewegt sich die Sonne schon in Richtung Horizont. Die goldenen Strahlen scheinen durch ein marodes Glasdach, das hier und da mit etwas Sperrholz ausgebessert worden ist. Die Wartenden drängen sich um ein Stück Schatten.

Wenn ich den Weg nicht wüsste, müsste ich nur den Menschenmassen folgen. Sie strömen die Treppe hinab ins Freie und an dem altertümlichen Rathaus vorbei, das ganz verloren wirkt zwischen den allgegenwärtigen Plattenbauten.

Die Straße ist hier so breit, dass es sogar eine Autospur gibt. Benutzt wird sie aber nur von Radfahrenden, die auf ihren Anhängern Kinder, Sonnenschirme und selbstgebaute Musikinstrumente transportieren.

Ich laufe unter den Kiefern entlang, die wie weiches Moos jede Lücke zwischen den Häuserzeilen ausfüllen. Meine Schuhe wirbeln Staub auf und einmal stolpere ich fast, als mein Fuß an etwas hängen bleibt. Bei genauerer Betrachtung zeigt sich, dass es ein altes Stoffnetz ist. An manchen Stellen haben die Fasern begonnen sich aufzulösen, doch es wirkt stabil. Ich stecke es vorsorglich in das Reißverschlussfach meines Rucksacks, wo ich alle Fundstücke aufbewahre.

An einem Kreisverkehr biegt die Menge links ab. Hier steht ein roter Backsteinbau, noch ein architektonisches Relikt, aus dem jetzt Scharen von Schulkindern lachend und kreischend auf die Straße

rennen. Die ganze Stadt ist unterwegs und bewegt sich geradewegs nach Westen. Je tiefer die Sonne sinkt, desto hektischer.

Wo die Straße einen Knick macht, hängt an einer Laterne ein verbogenes Schild, von dem der gelbe Lack abblättert. Falkensee. Jemand hat die ersten beiden Silben durchgestrichen. Ein Wegweiser in die Vergangenheit und gleichzeitig mein Ziel für heute.

Es geht bergauf. Die Wohnblöcke werden immer spärlicher und zwischen den Bäumen tut sich ein Stück Himmel auf. Das Licht ist unbeschreiblich zart und unendlich verheißungsvoll. Ein entferntes, rhythmisches Wummern liegt in der Luft.

Die Straße endet unvermittelt. Es folgt ein Erdwall, der so steil ist, dass ihn kaum jemand erklimmen kann, ohne vom Rad abzusteigen. Ich haste nach oben, was gar nicht so einfach ist, weil meine Schuhe mit jedem Tritt ein Stück im Untergrund versinken. Eine unerwartete Brise bläst mir ins Gesicht und nimmt mir kurz den Atem. Dann bin ich auch schon angekommen.

Es müssen Tausende sein, die sich hier versammelt haben. Einige haben sich hingesetzt und beobachten wie ich das Geschehen. Andere sprinten einem Fußball hinterher oder spielen Volleyball. Die größte Anziehungskraft übt jedoch die Trommelgruppe aus.

Deren Mitglieder haben sich zur untergehenden Sonne ausgerichtet. Sie tragen überwiegend weiße, fließende Kleidung. Als Instrument muss alles herhalten, was nur genug Krach macht. Kochtöpfe sind darunter, leere Eimer und alte Konservendosen. Sogar echte Trommeln, kunstvoll geschnitzt und mit Folie bespannt. Manche schlagen dagegen einfach nur zwei Stöcke aufeinander.

Das Ergebnis ist ein ungeheures Beben, ein wildes Tosen, eine schäumende Welle, die sich nach ihrer ganz eigenen Logik hebt und senkt, langsamer und wieder schneller wird.

In regelmäßigen Abständen tritt jemand vor die Trommelnden und ruft etwas, das dann von der ganzen Gruppe wiederholt wird. Nach ein paar Durchläufen nimmt jemand anders diese Rolle ein.

Ich höre gebannt zu. Keine der Sprachen kommt mir bekannt vor. Dann tritt eine junge Frau vor die Menge.

Sie ruft: »Das Wasser so weit, der Mensch so klein.«

Von allen Seiten schallt es im Chor:

»Das Wasser so weit, der Mensch so klein.

Das Wasser so weit, der Mensch so klein.«

Es ist schwer, das Meer zu beschreiben, wenn man es gerade zum ersten Mal gesehen hat. An diesem Abend wirkt es auf mich wie eine sanfte, weiche Decke.

Ich konnte nie verstehen, wie Menschen die Macht der Elemente so sehr unterschätzen konnten. Warum haben sie ihre Häuser nicht woanders hingebaut, fragte ich mich, wann immer ich Videos von schwimmenden Autos und untergehenden Dächern sah.

Jetzt, wo das warme Wasser sanft um meine Knöchel schwappt, kann ich es fast nachvollziehen. Ich muss wieder an Bhitika denken, an ihre Familie und all das, was sie zurücklassen musste.

Es ist unvorstellbar, dass diese gigantische, unschuldige Masse plötzlich in die Höhe schießen sollte. Dass sie sich Städte greifen, Länder unter sich begraben, eine ganze Zivilisation in den Abgrund reißen sollte. Es ist unvorstellbar, wenn man es nicht selbst erlebt hat.

Niemand weiß, ob sich das Meer nicht auch diese Stadt holen wird. Und doch wohne ich jetzt hier.

TITELLOS 1. – 7.

Elisabeth Pape

1.

Eine faulige Nektarine auf dem Boden.
Es riecht nach alten Socken, die auf dem Balkon vergessen wurden.
Das Kind hat einen Lutscher im Mund, während die Mutter ihm sagt, dass es ihn aus dem Mund nehmen soll, weil es wackelt.
Kinder sind so naiv.
Wenn sie den Krach aus den Ecken hört, dann weiß sie, dass er wieder in seinen Ecken kauert. Die Listen hängen an den Wänden.
Er hat sie nicht dort befestigt.
Wenn alles mal dunkel wäre, einfach mal dunkel, dann könnte sie Orion sehen, den Krieger, und irgendwo den Hund.
Sie träumt davon, wie alles kaputt geht und zersplittert.

Kleine Mäuse laufen auf den Gleisen. Sie trotzen der Angst.

Es zersplittert das Handy, in dem alle Erinnerungen gespeichert sind.
Sie weiß nicht mehr, wie Erinnern funktioniert. Die Vergangenheit ist in ihrem Kopf ausradiert und existiert nur noch in Bildern und Zeichen.
Das Lesen wird ihnen fremder.

Die Mäuse laufen weiter auf den Gleisen. Sie wissen, was ihnen guttut. Was sie brauchen.
Die Menschen werden sich fremder.
Sie drücken so lange auf Knöpfen rum, bis sie sehen, dass sie nichts sehen.
Der Daumen ist ausgeprägter.
Er lässt sich nach hinten Biegen und die Ärmel hochkrempeln.

2.

Immer dieses Wiedersehen. Nach langer Zeit. Paradestraße. Ich blase dir einen, danach 'ne Runde kiffen, buffen, nicht ficken.
Ich tue so, als ob ich dich nicht sehen würde. Ist ja immer viel leichter so. Dieses Anstarren ist immer das Gleiche. Der Bildschirm

reflektiert in meinen Augen.
Das Licht: Kasten für Kasten Linoleum.

3.

Ich kratze meine Wunden auf, bis ich an meinen Fingerspitzen Nässe spüre.
Meine Freiheit spüre ich daran, dass ich im Supermarkt nach dem günstigsten Brot greife.
Ich habe alles unter Kontrolle.
Wenn abends die Zeit gekommen ist, lasse ich mich nie gehen.
Ich würde mich gerne gehen lassen, aber die Angst hemmt.
Mich selbst zu befriedigen, stand noch nie zur Debatte.
Dafür verachte ich meine Bedürfnisse zu sehr.

4.

Die Frau.
Die Frau isst Würstchen, die seit einem Monat abgelaufen sind.
Die Wäscheklammer klemmt in den Haaren.
Sie wütet nicht, sie glotzt dabei.
Nachdem sie sechs vergorene Würste gegessen hat, schraubt sie die Flasche auf und nimmt einen Schluck Saft. Den Saft hat sie im Hausflur gefunden. Ananassaft, der ist ihr Liebster.
Die Zehen frieren.
Wenn jedoch ein Mensch isoliert ist, dann wird er.
Deshalb hat die Frau einen beschissenen Freund in ihrem Magen leben. Den füttert sie immer, damit er schrumpft.

Sie kotzt jeden Tag.

5.

Sie für ihren Teil denken, dass sie in der Realität verankert sind, aber beweisen tut das niemand. Das kann auch niemand. Zum Festhalten gewinnt das Video an Bedeutung. Die Erinnerung ist sonst nicht zum Festhalten.

6.

Kanal
Ratten stinken nie
Malzbier schmeckt na
Chancen werden ausge
Nutztiere werden geschlachtet w
eilen tun die Menschen in Momenten Zer
Störungssignale empfängt mein Gehirn.

7.

Meinst du das ernst
Ich mein-
Stehst du da oben
an dem Gitter
erzählst du mir das gerade
aus in deiner Sterbenslau
neben an schreit das Kind.

TEXTE

Julia Dorsch

1.

Das bisschen Weite zusammenzuklauben. Schon öfters versucht, mich durch die Fensterfronten durchzugucken, mich vielleicht in die Inneneinrichtungen hineinzutarnen, einfach mit Spülen beginnen, dort drüben, oder wie fast nebenbei, über Haare streichen, als wäre es jeden Tag gewesen, mich zu Bässen wiegen und in vagen Gefahren, ein bisschen am Ich wackeln, vielleicht nur ein paar Grad Drehung am Echten, dann kullern sie aus den Luken, ob ich es dann könnte, mich neu einsortieren.

2.

Du kannst übrigens mittelmäßig gern sitzen bleiben. Dir ziehen die Ähnlichkeiten an den Laschen, das sieht man schon, und die Freunde haben sich die Fußsohlen schon längst an Dachsteinen aufgeschürft, nur du übst noch Knoten. & die Lust am Zusammenfügen, zusammengefügt werden, sich einmal nicht häuslich in einer Skizze einrichten. Weil die Bruchstellen eben auch dein Ausbruchspotential sind.

3.

An Krötentagen

hätte sie sich gern etwas näher an die Fußmatte gebeugt, nur um einmal nachzuprüfen, was vom Außen so bleibt. Heimlich was von der Kruste der täglichen Muster abbrechen, dort, wo man es nicht bemerkt. Und aus allen Wolken zieht gelegentlich etwas am Schultergelenk, hebt sie kurz zwischen Boden und Oben, nur um sich als Muskelzucken zu entpuppen.

Es tut gut, eine Richtung zu tragen.

4.

Wir verbringen ein paar Pflichten in Abwesenheit. Sollen sie sich abspulen. Wir haben uns an die Gleichgültigkeit anderer Arme und Beine gewöhnt. Vermessen nur die nötigsten Distanzen und haben vergessen, wie man schätzt. Wir kennen die Ecklokale, nutzen den Straßenbelag ab, verschwinden an Sonntagen.; oszillieren wohl zwischen den gleichen Polen, zeichnen Parallelen, bündeln uns in Bahnen. Die Schließzeiten takten uns noch etwas den Schlaf, beinahe ein Gerüst, an dem sich nur keiner mehr hält, nach und nach. Wir sind nicht so stabil wie die Bausubstanz, das müssen wir gleich einsehen; & alle nur eine Projektion der anderen; lasst uns die Winkel erkunden.

TREFFPUNKT SPÄTI

Julian Goldmann

Der Berliner Spätkauf ist heute das, was früher die Berliner Eckkneipe war. Statt am verrauchten Tresen kommen die nachtaktiven Berliner an vor den Kiosken aufgestellten Bierbänken zusammen – sommers wie winters.

Einer der Ersten, die aus der Bierbank eine Tugend und aus dem Spätkauf eine Bar machten, war Murat Yildiz, Inhaber des Rosenback-Spätis am Rosenthaler Platz in Mitte. Wer sich hier nachts durch das Gewühl schlängelt, muss in mindestens vier Sprachen um Entschuldigung bitten.

Vor dem Späti trinken, rauchen, reden und lachen sie, im Sitzen und im Stehen. Ist das Bier alle, geht einer in den Laden, bedient sich am summenden Kühlschrank, bringt neues. Sie kommen aus dem Wedding und aus Kreuzberg, von um die Ecke oder aus dem Hostel direkt gegenüber. Während der WM haben sie hier zu Dutzenden Fußball geschaut.

Der Rosenback-Späti ist einer der bekanntesten und meistbesuchtesten der Stadt – aber, und das ist keine Überraschung, auch einer der lautesten. Seit Frühjahr dieses Jahres gehen Anwohner und Gewerbetreibende in der Gegend um den Weinbergspark beim Bezirksamt gegen Lärm- und Müllbelastung vor. Die Rede ist von einer Abwärtsspirale im öffentlichen Raum. Als zentralen Faktor sehen sie die nächtlichen Partys am Rosenback-Späti.

Den Laden gibt es schon lange. Als Murat Yildiz, vor 25 Jahren aus der Türkei nach Deutschland gekommen, 2005 den Kiosk eröffnete, war das Gelände an der Ecke nebenan noch Brache. Anfangs verkaufte er Backwaren, aber als 2010 nach Fertigstellung des Nebenhauses dort ein Bäckerei-Discounter einzog, musste er umsatteln und reduzierte sein eigenes Backwaren-Angebot auf eine kleine Theke neben dem Ladentisch. Der Name Rosenback blieb, aber Murat besorgte sich eine Schankgenehmigung und zusätzliche Kühlschränke. Der Rosenback-Kiosk ist ein Familienbetrieb, wie viele Spätis in der Stadt. An manchen Tagen verbringe er bis zu 15 Stunden im Geschäft, sagt Murat. Er versuche, so viel wie möglich vor Ort zu sein, vor allem nachts, wenn es manchmal Probleme mit Betrunkenen gäbe und er für Ordnung sorgen müsse. Dass sein Späti so beliebt ist, auch bei Touristen, wundert Murat nicht.

„Am Späti kann man die Stadt erleben“, sagt er.
Ist das der Grund, warum sie hier auch in Herbstnächten gekühlte Flaschen in eisigen Händen halten? „Ein bisschen ist das auch sehen und gesehen werden“, antwortet eine Limonade-Trinkerin Anfang zwanzig und lacht schüchtern in die Nacht. Das Licht der Lampen unter der Markise ist hell und unnachgiebig, und verbreitet Bahnhofshallenflair anstatt schummriger Kneipen-Gemütlichkeit. Das Publikum ist bunt gemischt, zwischen den Touristen sitzen hier auch Berliner – für die Gegend zwischen Hackescher Markt und Kastanienallee keine Selbstverständlichkeit.
Viele der Spätistammkunden sind in der Gegend aufgewachsen, so wie Max, 23, der hier regelmäßig seine nun in der ganzen Stadt verteilten Schulfreunde trifft. „Für Berliner ist der Späti einer der letzten Gründe, überhaupt noch an den Rosi zu kommen“, sagt er. Er empfindet den Laden als einzige Bar im direkten Umkreis, die nicht auf Touristen ausgelegt sei. Die Gegend habe sich verändert, bestätigt er, auch zum Besseren. Früher durften Schulfreunde nicht bei ihm übernachten, auf dem Spielplatz musste man aufpassen, nicht in Spritzennadeln zu treten.
Für den Rückgang des Drogenhandels am Weinbergspark zeichnet eine in den Nullerjahren gegründete Initiative verantwortlich, ein Zusammenschluss von Anwohnern und Gewerbetreibenden. Unter anderem wurde seinerzeit ein privater Kehrdienst engagiert, der auch heute noch regelmäßig den Weinbergsweg reinigt. In diesem Jahr wurde der Verband wiederbelebt, eine der Initiatorinnen ist, heute wie damals, Betty Armbruster-Haak, die am Weinbergsweg seit zwölf Jahren das Café Fleury betreibt.
Niemand habe grundsätzlich etwas gegen den Rosenback-Späti, sagt sie. In den letzten zwei Jahren aber habe das nächtliche Treiben dort neue Ausmaße angenommen. Nach und nach habe der Betreiber immer mehr Tische und Bänke aufgestellt. Im Späti gäbe es nur eine Personaltoilette, was dazu führe, dass manche Gäste ihre Notdurft im Freien verrichteten, oft auch vor ihrem Café. Sie selbst sei schon vor einiger Zeit auf den Spätibesitzer zugegangen, um die Problemlage zu besprechen. Dieser habe sich aber nicht auf ein Gespräch eingelassen. Dass ein großer Teil der Party-Kundschaft des Spätis auch aus dem Hostel gegenüber stammt, welches sich ebenfalls an der Initiative beteiligt, leugnet Betty nicht. Wenn Gewerbetreibende und Bewohner den Weinbergsweg freundlich und sauber hielten, um so Tourismus und Gentrifizierung zum Trotz eine kiezige Atmosphäre zu schaffen, würden sich auch Touristen, die nur ein einziges Wochenende in der Stadt verbringen, entsprechend rücksichtsvoll verhalten – dessen ist sie sich sicher.

Im Sommer wandte sich die Initiative mit einem Beschwerdebrief an das Bezirksamt. Anfang Oktober erfolgte von dort ein offizielles Schreiben an den Spätibesitzer. Mit Verweis auf den beständig hohen Lärmpegel, der in mehreren Messungen festgestellt worden sei, ordnete das Bezirksamt an, dass bis 22 Uhr am Rosenback-Späti alle Tische geräumt und die Bänke hochgestellt sein müssen. Murat selbst kann die Beschwerden nicht nachvollziehen. Er sagt, er kenne viele seiner Gäste und auch einige der Anwohner über dem Späti. Wenn es zu laut wird, sorgt er persönlich für Ruhe. Er hat das Gefühl, man gönne ihm den Erfolg seines Geschäftes nicht. Kurz bevor der Brief des Bezirksamtes kam, hat er den ehemaligen Dönerladen nebenan übernommen. Im ‚Rosencafé' will er in Zukunft gezapftes Bier und Snacks anbieten, DJs und
Live-Musiker einladen – wie in einer richtigen Bar also.
Bisher sind dort im Innenraum nur Tische und Stühle aufgestellt. Das Bierbank-Aufgebot hat Murat vom Späti bis vor den neuen Laden erweitert, nach 22 Uhr nehmen viele Spätibesucher jetzt im Provisorium fünf Meter weiter Platz. Er könne seinen Laden die ganze Nacht über nicht mehr aus den Augen lassen, sagt Murat: Er fürchtet das vom Bezirksamt angedrohte Zwangsgeld, das fällig wird, wenn nach 22 Uhr noch Leute im Freien vor dem Laden sitzen.
Vielleicht ist das ‚Rosencafé' auch die Chance auf eine Lösung des Konfliktes. Mit ausreichend Sitzplätzen im Innenraum und einer richtigen Toilette könnte Murat seinen Betrieb von der Hybrid-Existenz als Kiosk-Bar emanzipieren. Sollte das nächtliche Mitte am Ende etwa doch an den verrauchten Tresen zurückkehren?

AHNENKUNDE IN KREUZBERG

Leon Disser

Rote Neonbuchstaben, die sich grell vom Dunkel der Nacht ablösen: „Palmengrill Köfte“. Zwischen den zwei Worten eine Palme, auch sie aus Neonstäben geformt. Der Stamm aus grellgelben, die gefransten Blätter aus grünen. Eines der Blätter hat einen Wackelkontakt. Immer wieder geht es an und aus, an und aus, an und aus.

Von außen sieht der Laden leer aus, doch beim Reingehen sehe ich einen alten Mann, der auf einem Stuhl neben dem Kühlschrank schläft. Die Hände hat er über seinem dicken Bauch gefaltet, den Kopf nach hinten gelehnt, der Mund steht ihm halb offen. Er trägt ein ausgewaschenes blaues Hemd, eine weite braune Anzughose und eine Weste im selben Braun. Er hat einen riesigen weißen Schnurrbart mit einem gelben Nikotinfleck in der Mitte. Sein rasselnder Atem erzählt, wie viel Rauch es an dem Schnurrbart vorbei in seine Lunge geschafft hat.

Den Verkäufer scheint sich daran nicht zu stören, er wartet geduldig, bis ich mich sattgesehen habe, und nimmt dann schweigend meine Bestellung entgegen. Es zischt, als er die fünf Köfte auf den Grill wirft. Noch lauter zischt es, als er sie mit seinem Pfannenwender zerdrückt und die Luft sich füllt mit dem Duft von gegrilltem Fleisch. Kein Wort hat er bis jetzt mit mir gesprochen, vollkommen stumm geht er seiner Arbeit nach.

Als er die Köfte ins Brot geworfen hat, schaut er mich an:

„Salat Normal? Welche Soße? Kräuter, Knoblauch, Scharf?“

Ich sage ihm, dass ich überhaupt keine Soße will, nur frischen Zitronensaft und viel scharfes Pulver.

Als ich das sage, hält er plötzlich in seinem Schaffen inne.

„Aha!“, ruft er, „Du isst wie wir. Wie richtige Türken! Du warst mal in Türkei! Urlaub, Strand, Urlaub?“

Ich antworte ihm wahrheitsgemäß, dass ich noch nie in der Türkei war. Ich es aber trotzdem nicht leiden kann, wenn alles im Joghurt schwimmt.

„Ja, wir essen auch ohne Soße. Deutschen wollen immer Soße. Kennen die vom Döner, weißt du? Aber wir – immer ohne Soße! Und schön scharf. Das mögen auch keine Deutsche. Nur du!"
Bei den letzten Worten hält er wieder an, die Zange mit Eisbergsalat in der Luft erstarrt.

„Bist du Deutscher, überhaupt? Nein, oder? Ich sag mal eher, so Russe. Ja, Russe! Oder Pole? Ne, Russe!"

Das werde ich nicht zum ersten Mal gefragt. Gehört wohl einfach dazu, wenn man mit einem großen, blonden Kopf, kantigem Gesicht blauen Augen durch Berlin läuft. Aber soweit ich weiß, ist in meinem Stammbaum die letzten hundert Jahre nicht viel Spannendes passiert. Das sage ich ihm auch. Doch es überzeugt ihn keineswegs.

„Nein Bruder, glaub mir. Sehe ich doch. Du bist Russe. Weiß man doch nie, ja? Zweite Weltkrieg!", er überlegt kurz, wie er es verpackt, „Zweiter Weltkrieg viel passiert! Musst du mal deine Oma fragen."

Bei den letzten Worten zwinkert er mir verschmitzt zu, während er das Sandwich mit einer flüssigen Bewegung in eine Aluminiumrolle verwandelt.

Für einen Moment bin ich sprachlos. Irgendwie hat er ja gerade meine Großmutter beleidigt. Zumindest indirekt. Glaube ich. Doch als er wieder zu mir hochschaut, brechen wir beide in schallendes Gelächter aus.

„Nix für ungut, Bruder. Nimm dir noch eine Ayran mit. Geht aufs Haus!"

Ich danke ihm und wir geben uns nach dem Bezahlen die Hand. Als ich den Ayran aus dem Kühlschrank hole, rutscht mir die schwere Tür aus der Hand und knallt zurück gegen den Schrank. Der Schlafende antwortet mit einem Grunzen. Der Frieden ist gewahrt.

Gasworks Park / Gleisdreieck

Jasmin Veeh-Chaudhry

Selbst in-
Mitten des Wahn-
Sinns Ursprung selbst
Finde ich hier den Ruhe Pol
Entgegen
Allem, was sich in mir befindet
Bildet die Außenwelt
Krieg und Asyl
In Einem

Gleich Szene aus dem Bilder Katalog, aus
Einem Hochglanz-Märchen
Menschen zwischen
Gleisen
Und
Gaswerken
Grashalme umringend
Sonnenstahlen einschließend
Maschinerie verrostet und neu bewachsen

U2

Jasmin Veeh-Chaudhry

Theodor-Heuss-Platz.

Ich bekomme einen Sitzplatz, ganz in der Ecke. Während die Bahn noch einen Moment innehält, bevor sie sich weiter bewegt, beantworte ich noch mithilfe des BVG-WLANs meine restlichen Nachrichten.

Kaiserdamm.

Eine junge Frau mit großem Wanderrucksack und -schuhen steigt ein, außerdem ein älteres Ehepaar, beide in Trenchcoats. Inzwischen habe ich mein Katzenbuch herausgeholt und beginne zu lesen.

Sophie-Charlotte-Platz.

Ein junges Paar steigt aus, eine alte Frau hinzu. Ich beginne das neue Kapitel über Unfallgefahren für Kätzchen im neuen Zuhause.

Bismarckstraße.

Das ältere Ehepaar steigt aus, zwei Frauen mit Kopftüchern und Kinderwagen steigen ein, eine davon hat an der Hand noch ein weiteres Kind, dem die Nase geputzt werden müsste. Außerdem noch ein junger Mann, auch mit Buch, zwei Mädchen in Winterjacken und eine nervös dreinblickende junge Frau. Als der Wagen sich wieder bewegt, setzt sie an: „Ich hoffe ich störe Sie nicht an diesem schönen Morgen, doch ich bin seit zwei Jahren obdachlos…" Ich kann mich nicht entscheiden, ob ich weiterlesen oder sie ansehen soll.

Deutsche Oper.

Inzwischen ist sie bei: „… aber ich freue mich auch über eine Kleinigkeit zu essen oder zu trinken" angelangt. Die alte Frau steigt aus dem Wagen, der kleine Junge mit der laufenden Nase legt der nervösen Frau ein Fünfzig-Cent-Stück in den Pappbecher. Ich habe weitergelesen, aber nur ein wenig.

Ernst-Reuter-Platz.

Ein paar junge Menschen, die mit mir eingestiegen sind, und die Dame mit der Motz steigen aus. Hinzu kommen eine Gruppe an Jungs, alle gleich gekleidet in schwarzen Jacken und Jogging-

hosen, und zwei Damen mittleren Alters, die sich aber nicht zu kennen scheinen. Eine mit Brille, eine ohne. Ich lese, dass zur richtigen Erziehung eines Katzenbabys auch Absorberstreu gehört.

Zoologischer Garten.

Ich atme tief aus, als der Wagen zum Stillstand kommt. Fast alle steigen aus und es kommen etwa viermal so viele wieder hinein, ich verliere den Überblick. Es wird enger. Ich freue mich über meinen Sitzplatz und das Buch; über Letzteres besonders, als ich bemerke, dass ein kleines Mädchen auf der anderen Seite der Glasplatte die Katzenbilder auf dem Einband mit leicht geöffnetem Mund beobachtet.

Wittenbergpatz.

Die Stäbe des geschwungenen Zauns verraten mir, dass ich raus muss. Ich stecke das Katzenbuch in meine Manteltasche und versuche, Unruhe in meine Erscheinung zu bringen, damit die vielen Leute zwischen mir und den Türen wissen, dass ich aussteigen möchte. Kurz bin ich am Überlegen; wenn ich noch zwei Stationen weiterfahren würde, vorbei am Nollendorfplatz, würde ich wieder Tageslicht durch die verdreckten Scheiben sehen.

NACHT UND TAG

Vinzenz v. Thuine

Max saß auf seinen Koffern und starrte nach draußen, nach Friedrichshain, das Gesicht in beide Hände gestützt und die Ellbogen auf das Fensterbrett gestemmt. Sein Atem beschlug das Fenster, draußen war es grau und nieselig. Könnte bald wieder Schnee geben, wer weiß, in Berlin geht der Winter bis April. „Ostberlin Hauptbahnhof, Hauptstadt der DDR", so hieß das hier früher mal. Aber was heißt schon früher? Zwei Jahre vor ihrem Ende erst gab ihm das alte Regime diesen Namen. Jetzt, da Max den Steinhaufen von seinem Hotelzimmer aus musterte, hieß er immer noch so. Nächstes Jahr aber würde er wieder Ostbahnhof genannt, wie hundert Jahre zuvor, und außerdem ist er dann frisch renoviert. Na, er wird auch diesen Namenswechsel überleben. Aber bis dahin dauert es noch. Jetzt ist er nichts als eine schäbige Immobilie, mit eingeschlagenen Fenstern, moosigen Dächern und stinkenden Außenmauern, geliebt nur von Hunden und Pennern, die ihn bataillonsweise vollpinkeln, Tag und Nacht, Straßenköter allesamt. Von hinten gähnt eine fensterlose Ruine, gegenüber vergammelt der alte Postbahnhof: Die Klinkerfugen zerbröselt, mit Gras überwuchert, Frostschäden, jahrzehntealt. Die Eingangstür verschimmelt, wie alles hier. Selbst die Menschen. Ein Steinwurf nur war die Mauer entfernt, Touristen drängeln vor der East Side Gallery, wie lange steht sie noch? Ein Sprung über den Fluß, und Du stehst in Kreuzberg. Sieht eigentlich auch nicht anders aus, da drüben. Aber anders als in Kreuzberg wird in Friedrichshain richtig Geld versenkt. In ein paar Jahren würde alles viel besser sein, versprochen? Ist ja erst 1998. Vielleicht würden die rostigen Gleise in altem Glanz erstrahlen, aus der Eingangshalle ließe sich was machen, aus dem Postbahnhof auch. Und mit etwas Glück würden die Eisenträger so bleiben, wie sie sind, mit Nieten gespickt, majestätisch, schwarzgrau. Eisen ist das Material der Großstadt. Dazu Steine und Glas. Aber bitte kein Beton. Wie können Architekten nur glauben, Beton zaubere den Charakter einer Stadt herbei? So ein Blödsinn. Beton gehört in die Suburbs. Dorthin, wo schnauzbärtige Angestellte in roten Sakkos Kombis verkaufen und Duschvorhänge. Aber nicht in die Stadt. Auf den niedlichen kleinen Modellen sieht alles ganz hübsch aus, aber wenn es erst einmal steht...

Was war geschehen? Max hatte sein Haus nicht mehr sehen wollen und sich deshalb in ein billiges Hotel einquartiert. Dort saß er nun, auf gepackten Koffern. Klara hatte den Kopf geschüttelt, als Max ihr erzählte, er wolle für ein paar Tage, ein paar Wochen, wer weiß, vielleicht länger, verreisen, aber er wüßte noch nicht, wohin. Aber sie hat natürlich getan, was ihr aufgetragen wurde. Max hatte sich auf das Nötigste beschränkt, zwei große Koffer. Einer für Kleidung, Schuhe und Hygiene. Und einer für die wichtigsten Bücher, für die Photoausrüstung und seine schönsten Bilder. Das war der wichtige von beiden. Wird schon nichts verschütt geh'n.

Was war geschehen? Letzten Dienstag noch hatte Max van Baccum in seinem Wintergarten gesessen, er hatte getrunken und geraucht, und es versprach, ein gemütlicher Tag zu werden in einer ganzen Reihe mehr oder weniger gemütlicher Tage. Doch dann kam wie aus heiterem Himmel dieses Telegramm und erzählte von Carls Tod. Und Max hatte einen Fehler nach dem anderen gemacht. Diese kleine Nachricht über einen, den er schon fast vergessen hatte, hatte ihn aus der Spur geworfen. Welcher Teufel ihn geritten hatte, konnte er selbst nicht sagen, aber irgendwas hatte ihn dazu getrieben, zu der Beerdigung zu fahren. Schlimmer noch, er hatte sich mit Peter Klausnitz und Raimund Carstens verabredet, zwei Freunden aus vergangener Zeit, die er besser nicht noch einmal gesehen hätte. Das war Freitag. Fehler Nummer drei war, diese verquere Trauerfeier zu besuchen, eine lausige Groteske, lächerlich, ekelig. Und dann, als wäre das noch immer nicht genug gewesen, Pater Erasmus und das nächtliche Tagebuch, der vierte Fehltritt in dieser vermaledeiten Reihe. Reden und lesen und reden und lesen und reden und lesen und denken. Und? Was habt ihr entdeckt? „Daß Carl ein Verrückter war, ein Kandidat für die Psychiatrie. Er hat auch immer nur geredet und gelesen und gedacht. Und über alles Reden und Lesen und Denken die Tat vergessen und die Welt.
Und darum ist er tot." – –

Und was ist mit Dir, Max? „Ich habe etwas erlebt und doch nicht erlebt." Hat sich etwas verändert? Bist Du berührt? Das Leben ist an Dir vorbeigezogen während der letzten sieben Tage, nicht wahr? Von den Hollandgängen bis zum Fleeteis, ein ganzes Leben. „Sag' ich doch, immer dieses Denken. Zu viel Denken bringt den Menschen um." Warum bringt Denken den Menschen um, Max? „Wer denkt, denkt an Gestern oder Morgen. In beiden Fällen geht's letztlich nur um einen friedlichen Tod." Wann hast Du das letzte Mal nach vorne geschaut, Max? Als Du Jamila kennenlerntest? „Seit sie

weg ist, denke ich rückwärts, das ist noch schlimmer. Es nimmt Dir die Würde." Aber jetzt willst Du weg, sitzt auf gepackten Koffern. Denn Du hast den Tod gesehen in Hamburg, das ist's, was Dich treibt, nicht wahr? Du hast den Tod gesehen, Max. Den Deines Freundes auf dem Friedhof und im Tagebuch, Deinen eigenen in den Fleeten und bei Pater Erasmus, den einer ganzen Gesellschaft. „Das ist mir zu hoch. Ich ziehe keine Schlüsse. Ich weiß nur, es wird Zeit." Für was? Hast Du überhaupt eine Ahnung, was Dich erwartet? Weißt Du wenigstens, worauf Du hoffst, daß es Dich erwartet? „There is no safer Place for a Ship than a Harbour, but that is not what Ships are built for." Sicher, Max, sicher. „Ich laufe vor nichts weg. Ich laufe zu etwas hin. Ich weiß nur noch nicht, was es ist." Gute Reise, Max. Paß' gut auf Dich auf. Und sag mir, wenn Du weißt, wie der Gral aussieht... „Wie?" Ach nichts.

Max ließ seinen Blick durch das Hotelzimmer schweifen. Es war ein einfaches, schmuckloses Zimmer mit dem Geruch einer untergegangenen Zeit. Ein Tisch, ein Stuhl, das Bett mit sehr weißem Bettzeug überzogen. Das Parkett war abgewetzt, der Honigschimmer verloren. Verloren auch das Wändeweiß. In den Ecken dunkelte es, und das nahm dem Zimmer Höhe und Freiheit.

Seine Augen blieben an Jamilas Portrait hängen. Er hatte ihr Photo immer bei sich, in einem silbernen Rahmen. Max bewunderte ihre natürliche Schönheit, die ihn, heute wie damals, direkt ins Herz traf. (Kitsch, wo ist Dein Stachel?) Felix Libanon, was hast Du für Schönheiten hervorgebracht! – Van Baccum strich mit Daumen und Zeigefinger über das Bild. „Soll ich gehen, Jamila? Wärst Du mitgegangen? Wirst Du zurückkehren? Soll ich zurückkehren?" Er küßte seine Frau in Gedanken und nahm die Koffer in die Hand.

Max zwängte sich durch die Straßenzüge entlang der Pariser Kommune und ließ den Wagen auf der Karl-Marx-Allee anrollen. Alte Paradiesstraße Du, geliebtes und verschmähtes Kriegskind. Warst erst ein einziges Trümmerfeld und solltest dann eine einzige Pracht werden und wurdest doch wieder nur ein Trümmerfeld und wünschst Dir nichts sehnlicher als ein bißchen von dem Glanz, der Dir einst versprochen wurde und den einst der willige Bert Brecht besungen hatte zu Ehren des ersten Hochhauses, hier, wo es mal Stalinallee hieß und die Arbeiter in Palästen wohnen sollten statt in Hütten. Unser die Straße, unser der Sieg. Fahrstuhl, Einbauküche, Elektrizität, Zentralheizung, Kandelaber, Telephon und Portier, riesige Portale, verzierte Säulen, Treppchen, Arkaden, Reliefs mit

dem Abbild der Arbeiterhelden. Und als Verkleidung der Außenfassaden Kacheln aus Meißner Porzellan. Väterchen Stalin als Konditor kleinbürgerlichen Glücks. Sie ist ihm gründlich mißraten, die Torte, das Paradies fand nicht statt, und die Kacheln aus Meißen verrutschten genauso wie die Utopie ihrer Erbauer. Fünfundachtzig Meter breites und mehr als zwei Kilometer langes Mahnmal an ein untergegangenes Land. Die Enttäuschung darüber war ihren Einwohnern ins Gesicht gegraben, daran änderte auch nichts, daß die Bank, die den wertvollsten Abschnitt zwischen Strausberger Platz und Frankfurter Tor erstand, dafür sorgte, daß diesmal alle Kacheln an ihrem Platz blieben. Lieber tausend Tropfen Schweiß für den Frieden als ein Tropfen Blut für den Krieg.

Rund um den Alexanderplatz Bauklötze. Dort, wo früher, das ist vor dem Krieg, das ist Millionen von Jahren her, keiner weiß das mehr – Aus! Aus! vorbei, man müßte mal 'nen Archäologen holen, damit er was ausbuddelt – wo also früher Wohnen und Schlafen und Trinken und Arbeiten eine große, dicke Soße war, wo einhergingen Obst und Gemüse mit Eisen und Farbe und Kleider und Sakkos mit Photos und Büchern, da steht jetzt ein Klotz, und noch ein Klotz, und noch ein Klotz. Wenn irgendwo auf der Welt ein schwankend Suizidaler letzte Sicherheit für sein Vorhaben sucht, er gehe an diesen Platz. Das wirkt. Todsicher. Wenigstens fährt der Große Gelbe noch.

Max drehte in die Karl-Liebknecht-Straße („Warum die freche Kommunistenbande noch immer die Straßennamen beherrscht, ist mir schleierhaft"), dann über Metzer- und Kollwitzstraße in die Schönhauser und wieder links und rechts, entlang den alten vier- und fünfgeschossigen Wohnblocks mit Seitenflügeln und Hinterhöfen und Quergebäuden und Durchfahrten. Gründerjahre, halb saniert. Merkwürdige Melange aus Außentoiletten und Marmorbad, Schlafburschenduft und Luxusmiezen. Und während auf manchen Höfen verwitterte Aufschriften längst verloschener Molkereien um ihr Überleben kämpften, war nebenan schon die dritte Bar innerhalb eines Jahres eingezogen. Daß hier mal 30.000 Seelen auf einem Quadratkilometer gelebt haben sollen – unvorstellbar.

Max war kreuz und quer durch das frühere Scheunenviertel geschlichen und über die August- zur Oranienburger Straße gekommen, einmal hin und einmal zurück, die neuen Cafés entlang und dort, wo am Abend die hübschen Mädchen aus Osteuropa stehen, am Monbijoupark, und noch einmal vorbei am Panzerwagen vor

der Synagoge und der alten Post zum Tacheles, Inbegriff und Klischee einer alternativen Kultur in einem bösen und kapitalistischen Berlin. Als bündele sich die gesamte Entwicklung unserer Metropole in den Ruinenresten eines ehemaligen Kaufhauses. Ihr ahnungslosen Träumer, wißt ihr eigentlich, was ihr dem armen Tacheles antut? Welches Erbe ihr diesen schmalen Schultern aufbürdet? Von hier ist es ein weiter Weg zurück in die goldene Zeit. 1927 spielten in Berlin 49 Theater mit 47.400 Plätzen. Es gab 1929 drei Varietés mit über 7.000 Plätzen, dazu 75 Kabaretts, Kleinkunst- und ähnliche Unterhaltungsbühnen. Insgesamt 16.000 Gaststätten, davon 550 Kaffeehäuser sowie 220 Bars und Tanzlokale. 363 Kinos, davon 106 mit einer Kapazität von je über 600 Plätzen. 37 Filmgesellschaften waren in Berlin ansässig, sie stellten allein 1928 242 abendfüllende Spielfilme her. 1929 erschienen in Berlin 2.633 Zeitschriften und Zeitungen, davon 147 Tageszeitungen. So viel zur Statistik.

Wohin fahre ich eigentlich? dachte Max. Ich kenne diese Stadt, habe alles im Gedächtnis. Und ich werde gewiß wiederkommen, muß nur kurz mal weg. Also wohin? Links oder rechts? Hm, nach Westen ist die Auswahl größer. Warum nicht nach Köln, wieder einmal Köln? Warte mal, welches Datum ist heute? Dienstag, 17. Februar 1998, warum? Weil doch bald Karneval sein muß, Fastelovend, weißt Du nicht mehr?

Sieh nach in Deinem Kalender! Aha, übermorgen ist Wieverfastelovend, tatsächlich, Startschuß für hundertdreißig Stunden Rausch und Freiheit. Du bekommst kein Hotel mehr, sagst Du? Dummes Zeug, natürlich bekommst Du eins. Man muß nur wollen. Und außerdem – wer benötigt schon ein Hotelzimmer? Betten gibt's genug in der Stadt, Mädchen auch, die es gern teilen. Schon bist Du auf der Straße des 17. Juni. Siegessäule, Ernst-Reuter-Platz, Bismarckstraße, Kaiserdamm. Ab auf die Avus. Links wohnt das Geld, Grunewald, Dahlem, Nikolassee. Laß es wohnen. Dreilinden, ehemals Zonengrenze. Husch, noch fünfzehn Minuten bis zur A2. Husch husch, noch vier Stunden bis zum Dom. Mach die Augen zu. Fahr schneller. Viel schneller.

III

Lies los!

TAXIFAHRT IN DEN STRASSEN DER MUSIK

Gary Flanell

„N'Abend. Einmal zur Junimondstraße, bitte! Genau, die im Osten. Gerade angefangen mit der Schicht? Das wird noch eine lange Nacht, was? Ich? Ich habe Feierabend. Nee, kein Taxi. Auflegen in einem kleinen Club. Nee, nee, kein Electro. So Indie-Zeug. Ja, Blondie gibt's auch manchmal. Nee, das mach ich nur ab und zu. Wäre ja schön, wenn man davon leben könnte. Obwohl, schön wäre das irgendwie auch nicht."

Bruder, wusstest du, dass DJ ein echt gefährlicher Job ist? Ok, Taxifahrer ist auch gefährlich. Weiß man ja nie, wen man da so herumfahren muss. Besoffene, Druffis, Psychos, Pedanten. Aber DJ, das ist noch viel riskanter, glaub's mir. Er ist gefährlicher als Bohrlochbrandlöscher oder Stuntman. Riskanter als Astronaut, Kosmonaut oder Taikonaut. Gefährlicher als Stahlwerkhochofenbetriebstemperaturkontrolleur, Boxschiedsrichter, Polarforscher und Parkplatzwächter bei der Formel 1. Ich hab mal so einen Bericht vom Musikschutzministerium gelesen, da stand drin, dass der Beruf des Discjockeys einer der gefährlichsten überhaupt ist. Hab das ja zuerst auch nicht geglaubt, aber jetzt kann ich nur sagen... Stimmt.

„Können Sie da vorne rechts fahren bitte? Platz der Luftgitarre ist ja gerade gesperrt. Also am Merenguedamm am besten rechts und dann den Cumbiadamm runter. Dann am Friedhof der Schlagergefallenen vorbei, genau. Super. Danke."

Dass der Job des DJs so gefährlich ist wie kaum ein anderer, bekam ich im Laufe der Jahre zu spüren. Es fing ganz harmlos an, mit Stift und Zettel. Die legte mir meine Chefin zu Beginn meiner Schicht neben den Plattenspieler. Beides wurde ausgiebig dazu genutzt, Wünsche für die musikalische Gestaltung des Abends abzugeben. Ich beschloss, das Gekritzel auf dem Notizblock fürs Erste zu ignorieren.

„Spiel doch mal Michael Jackson!" Die erste Frau, die ihren Kopf durch die Luke zu meinem Kabuff steckte, werde ich nie vergessen. Sie funkelte mich an wie eine böse, giftige Spinne.

„Ich will, dass du jetzt sofort was von Michael Jackson spielst!"
Sie kletterte die Treppe hoch und kam langsam auf mich zu. Schwankend zwar, aber trotzdem bedrohlich. Vielleicht, weil sie mit dem ausgestreckten Zeigefinger etwas zu nah an meinem Gesicht rumfuchtelte.
„Ich habe nichts von Michael Jackson.", sagte ich knapp. „Das hier ist eine Indie/Alternative-Disco. Da gibt's nichts von Michel Jackson. Außerdem finde ich den scheiße." So war's ja nun mal.
„Hast du dich eigentlich irgendwie auf den Abend vorbereitet?", keifte sie nun vorwurfsvoll. Vorsichtig schaute ich mich um und vergewisserte mich des Alarmknopfs neben der Treppe. Wenn alles schief ginge, könnte Peter, der Türsteher, in zwei Minuten hier oben sein.
Ich sagte nichts mehr, sondern konzentrierte mich darauf, die nächste Nummer in der Pipeline auf den Weg zu schicken. Ein wunderbarer Elektro-Pop-Song auf Mazedonisch. Mit Sängerin. Kannte niemand, verstand niemand und mitsingen konnte auch keiner, aber musikalisch passte das wunderbar zu der gerade angelegten New-Wave-Strecke. Die Tanzfläche war danach wie leergefegt und die Michael-Jackson-Verehrerin aus meiner Box verschwunden.

„Da vorne rechts müssen Sie ein bisschen aufpassen. Das ist die Deutschrocksiedlung. Scheißgegend mittlerweile. Früher war alles hier ein bisschen bieder, aber manche Ecken waren echt ok. Aber seit man hier nur noch auf der rechten Spur vorwärtskommt, ist das echt nicht mehr schön. Nur noch Idioten unterwegs. Vielleicht nehmen wir stattdessen einfach in die Dackelblut-Gasse. Kennen Sie gar nicht? Früher gab's hier mal die schönsten Blumen am Arsch der Hölle. In dem kleinen Laden von Oma Hans. Ach, den kennen Sie? Hab aber mal gehört, der wäre jetzt zu. Oder war das eine Straße weiter? Ich weiß es nicht mehr. Ich fahre hier ja nicht mehr so oft lang."

Oh, Bruder, du glaubst echt, Taxi fahren wäre gefährlicher als DJ sein? Kannst du knicken. So eine Michael-Jackson-Episode ist viel gefährlicher, als wenn dir jemand am Ende einer langen Fahrt von Klublingen nach Beatstadt ins Taxi kotzt. Aber es ist nicht alles schlecht. Denn ab und zu kommen sie wirklich zu mir hoch. Diese unglaublich hübschen Frauen. Manchmal setzen sie sich erst mal fünf Minuten hin und gucken dir einfach nur zu. Wenn die ersten fünf Minuten, in denen die jungen Frauen bei dir rumsitzen, vorbei sind, kommt erst mal ein zaghafter Kommentar zum Arbeitsumfeld. „Ach, hier sitzt du? Ist ja ganz hübsch."

Dann kommt der Musikwunsch.
„Darf ich mir was wünschen?"
„Klar.", sage ich und glotze weiter auf den Laptop. „Wünschen kann man sich viel."
„Oh, super. Kannst du was von den Sportfreunden Stiller spielen?"
„Ne, du, ich soll nichts Deutschsprachiges spielen. Ansage vom Chef."
„Oooch, echt? Schade. Na, vielleicht beim nächsten Mal."
„Klar."
Wenn die Mädchen dann wieder gegangen sind, weil ich nichts spiele, das sie verstehen, bin ich in der Stimmung für was Anspruchsvolles. „Sometimes you eat the bear, sometimes the bear eats you" von Pat Todd & The Rank Outsiders. Kennst du nicht? Spitzennummer! Die passt dann ganz gut.
Aber Bruder, oft ist es ein Graus, all diese Menschen mit dem schlechten Geschmack und ihren penetranten Forderungen abzuwehren. Was ist mit David Guetta? Kommen da die Leute auch hochgeschlichen und sagen ihm, was er zu spielen hat? Ich glaube nicht. Aber ich habe auch nicht so eine Sonnenbrille wie David Guetta. Vielleicht liegt's daran. Mit so einer Sonnenbrille könnte ich auch die abwehren, die, die glauben, sie wüssten und könnten alles besser. Die Oberschlauen. Als würde dir jemand sagen, welchen Weg du fahren sollst. Nervt total.
Erst sagen auch sie nur: „Hallo." Dann bin ich schon misstrauisch und sage auch nichts.
„Darf ich mal gucken?", fragen sie dann.
„Was gucken?"
„Ob ich mal gucken darf. An deinem Rechner. Ich meine, können wir mal tauschen? Ich leg auch ab und zu auf. Vielleicht hab ich ja ne bessere Idee als d..."
„Nein! Hast du 'nen Knall? Raus hier!", kommt es dann, wie aus der Pistole geschossen. Und hätte ich eine Pistole, würde ich glatt schießen.

„Jetzt noch über die Bad-Brains-Rotunde und am Grant-Hart-Weg runter. Wenn Sie dann die Dritte rechts nehmen, kommen wir über die Straße des 17. GG-Allin-Bootlegs am besten voran."

„Irgendwann, Bruder, sind dann alle weg. Sind müde, besoffen, gelangweilt von der Musik oder auf dem Weg zum One-Night-Stand. Der zynische Plattenunterhalter freut sich, wenn er zu einer bestimmten Uhrzeit den Laden konsequent leergespielt hat. Geld bekommt er ja trotzdem. Es ist eine große Kunst, die Musikauswahl

zum Ende hin so mies zu gestalten, dass Punkt fünf Uhr morgens der Laptop zugeklappt werden kann. Aber dieser Plan wird oft durchkreuzt. Die, die den Plan durchkreuzen, sind meist die fiesesten Typen. Rocker. Wenn nur noch die fünf bärtigen Metaller da sind, die immer da sind. Die nur darauf warten, bis der Laden leer ist und sie den DJ dazu nötigen können, endlich mal „ihre" Musik zu spielen. Und glaub mir, die Rockeraffen landen immer irgendwann in deiner DJ-Bude.
„Spiel mal was Hartes.", grunzt es dann energisch aus einer Lücke im Bart, etwas unterhalb des Ochsenrings in der Nase, aber oberhalb des löchrigen Wacken-2005-Shirts.
„Es sind eh nur noch fünf Leute da und die tanzen alle. Spiel doch mal Pantera. Oder Sepultura. Haste Napalm Death? Dann gehen die Mädels auch weg. Komm Alter, spiel mal was richtig Hartes. Haste was richtig Hartes da?"
Ich reagiere dann meist mit „That's how I got to memphis" von Solomon Burkes Nashville-Platte. Hilft astrein gegen fiesen Rockeraffenbefall."

„Ach so, jetzt sind wir schon am Cabaret-Voltaire-Karrée vorbei?! Schade. Jetzt könnten wir aber noch über die Ian-Curtis-Kehre und dann links auf die Lemmy-Kilmister-Magistrale. Das wäre kürzer, als wenn wir geradewegs über die Bowie-Promenade fahren würden. Da vorn, an dem Haus in der Mitte der Straße können Sie mich rauslassen. Danke. Stimmt so."

Ach Bruder, lass uns nicht vom Geld reden. Du weißt ja, was man nachts verdient. Was meinst du? Falscher Laden, meinst du? Vielleicht mal woanders probieren? Ach, na ja, glaube ich nicht. Das Publikum muss man sich erziehen. Nur so wird man richtig groß und unsterblich. Frag mal David Guetta. Danke für den Tipp, aber ich komm schon so klar. Glaube mir, ich kenn mich aus. Erzähl ich dir denn, wie du Taxi fahren sollst?

Mondgesicht

Jacob Segler

Die Nacht, die einst,
noch von sommerlicher Wärme,
so erfüllt, vom Funkeln vieler Sterne
gewesen war,
ist heute kalt und eisig klar.

Der Mond schaut,
einem Tyrannen gleich
auf mich herab, die Fratze bleich.
er stiert mich an, er kann's nicht lassen,
mich tief in meiner Seele anzufassen.

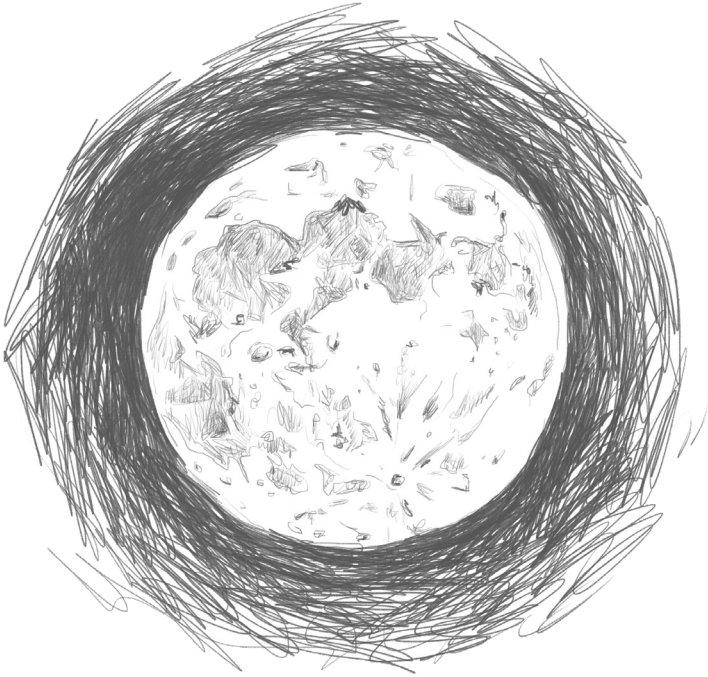
Die Qual, sie steigt ins Unermessliche
und oh, er grinst, der garstig Hässliche,
er ist mein Feind, auch wenn er es nicht weiß.
Der Zorn ist rot, die Stirn ist heiß.

Doch was kann er denn bitte machen,
wenn überhaupt nur auf mich hernieder lachen?
Was bin ich schwach und er so hoch, weiß er doch,
was mich zerreißt.

Ich renne schon seit Stunden,
des Waldes Boden hat meine Füße so zerschunden.
Ich renne weit und renne schnell,
vor meiner eigenen Schmerzen Quell,
davon.

Auch wenn ich meine Blicke wende, mich immer wieder drehe,
ist es nur sein Gesicht, so hämisch freudig, was ich sehe!
DU GARSTIGSTER, WAS WILLST DU MIR?
ERSUCHE DIR EIN ANDERES RÄUDIGES TIER!
BIN ICH DENN DEINER UNTERHALTUNG DIENLICH?
SCHLEICH DICH HINFORT, DEIN BLICK, ICH KANN, ICH WILL, ICH MUSS.

Oh weh, was bin ich nur geworden,
ein Destillat von Kummer und von Sorgen?
Kann nicht mal mehr klar denken und meinen Zorn nur noch auf ihn dort lenken?
Verzeih mir, milchig weiß gekrönter Herr,
mein Leid ist groß, mein Geist ist leer.



DIE MURMEL – ODER DER PREIS DER FREUNDSCHAFT

Ulrike Günther

Er musste sie haben. Um jeden Preis.

Milo lag wach und das Mondlicht erhellte das Poster mit den Düsenjägern, das über seinem Bett hing. Wenn er groß war, würde er Flieger werden. Hoch in der Luft über die Erde jagen, keiner könnte ihn dann aufhalten. Draußen knatterte sein Bruder Ronny mit Bassmotor heran. Erst hörte Milo die Autotür, dann die Haustür knallen. Die Stimme seiner Mutter übertönte kurz das Fernsehgenuschel, dann ächzte die Holztreppe, als Ronny die Stufen hochstampfte, als wollte er mit jedem Schritt seinen Fußabdruck in den Boden zwingen.

Milo machte seine Augen fest zu und dachte an morgen. An sein großes Rennen und an SIE – die Murmel. Sie leuchtete grün von innen und machte ihn fast blind, wenn er sie ansah.

Kilian schlief zur selben Zeit schon tief. Der Mond brachte die Murmeln matt zum Schimmern, die in einem Netz achtlos auf dem Fischgrätenparkett neben seiner Schultasche lagen.

Als er an diesem Samstagmorgen ins Esszimmer kam, saß sein Vater wie immer mit der Zeitung am Kopfende des Mahagonitischs und studierte den Wirtschaftsteil. Kilian legte ihm seine Klassenarbeiten der letzten Tage hin.

„Ich habe in Mathe und Physik eine Eins, in Französisch eine Eins minus“, sagte er.

Sein Vater quittierte das mit einem beiläufigen Nicken.

Seine Mutter stellte das sorgsam nach einem Ernährungsplan komponierte Vollkornmüsli mit Milch und Früchten vor ihn hin, schnippte mit ihren tadellos schimmernden Fingernägeln eine unsichtbare Staubflocke von seiner Schulter und sagte:

„Denk daran, Kilian, dass deine Piano-Stunde heute auf 14 Uhr vor-

verlegt wurde. Dann kommen wir rechtzeitig um 16 Uhr zum Tag der Offenen Tür der Sprachschule. Die Japaner legen noch mehr Wert auf Pünktlichkeit als die Deutschen."

Mit effizienter Eile kaute Kilian sein Frühstück.

„Kommst Du morgen zu meinem Bogenschießwettkampf, Papa?"

„Dein Vater fliegt heute Abend nach London", informierte ihn seine Mutter.

„Ich treffe mich gleich mit Alex zum Lernen", richtete er das Wort noch mal an seinen Vater. Dieser sagte nichts, nur die Seiten der Zeitung raschelten, als er umblätterte. Kilian deutete das Schweigen seines Vaters als Einverständnis und ging hinaus.

Mit festem Tritt in die Fahrradpedale steuerte er den Treffpunkt auf der Wuhlheide an und seine Gedanken flogen dem bevorstehenden Wettrennen entgegen. „Divide et impera" – teile und herrsche – ging es ihm durch den Kopf. Diesen Satz hatte ihm sein Vater beigebracht, als er noch im Kindergarten war. Gestern war er in seiner Klasse erneut zum Klassensprecher gewählt worden. Aber nur ganz knapp. Milo war zu seinem Stellvertreter gewählt worden. Eine Schmach! Das hatte er seinem Vater vorhin nicht erzählen können. Milo – dieser unverschämte Knirps aus der Plattenbausiedlung. Der mit seinen blonden Löckchen und seinem Lachen die Lehrer an der Nase herumführte und bessere Noten bekam, als er verdiente. Der immer dumme Witze riss. Aber offenbar kam das bei einigen seiner beschränkten Klassenkameraden gut an. Irgendwie musste es Kilian gelingen, einen Keil in Milos Clique zu treiben. Er selbst hatte auch Freunde, das war klar. Bewunderer vielmehr. Und einige Neider natürlich.

„Der Neid ist die aufrichtigste Form der Anerkennung", klang ihm die Stimme seiner Mutter im Kopf. Heute würde er es diesem Milo zeigen. Er hatte dessen Schwachstelle erkannt: Seinen unbändigen Eifer im Kampf um diese läppische Glaskugel. In den Pausen spielten sie seit Wochen um die Murmeln. Ein reiner Zeitvertreib. Kilian besaß natürlich die seltenen Exemplare, die all die anderen Jungs haben wollten. Besonders die Durchsichtige mit dem grünen Kern war begehrt. Aber keiner war so vernarrt in sie wie der Assi-Junge.

Kilian genoss es, die Gier und die Enttäuschung in Justins Augen

zu sehen, wenn er die Murmel im Spiel wieder und wieder verfehlte. Gestern war Milo ganz dreist geworden.

„Wir fahren mit unseren Bikes um die Wette. Auf der Wuhlheide. Wer zuerst ankommt, bekommt die grüne Murmel."

Kilian hatte gelacht – und dann zu seinem eigenen Erstaunen zugestimmt. Sein Fahrrad war von Spitzenqualität und würde gegen die Rostlaube von Milo im Vorteil sein. Auch in puncto körperlicher Kraft und Sportlichkeit war er diesem Zwerg überlegen. Der Sieg war ihm sicher. Die grüne Murmel bedeutete ihm nichts – alleine das Begehren, das sie in dem anderen auslöste, war von Wert für ihn.

Milo sprang voller Tatendrang die Treppe hinunter. In der Küche roch es nach angebranntem Toast.

„Das Scheißding ist echt am Arsch!", beschwerte sich Ronny, der mit verquollenen Augen über die Anrichte gebeugt stand und schwarze Krümel von seinem Brot schabte. Er verpasste dem Toaster noch einen freundschaftlichen Hieb mit der Faust, so dass dieser metallisch klirrte.

„Ich hab was vor", sagte Milo, während er auf die Spüle kletterte, um aus dem Süßigkeitenschrank ein paar Schokoriegel zu holen.

Opa saß wie immer auf dem gelben Plastikstuhl am Esstisch beim Fenster. Seine Finger mit schwarzem Nagelbett von jahrzehntelanger Arbeit an den Motoren umschlossen zart die Porzellantasse von Oma. Gestern hatte Opa ihm geholfen, sein Fahrrad für das Rennen fit zu machen. Das Rad hatte früher mal Ronny gehört. Sein Lenkrad war verbogen vom vielen auf den Boden Schmeißen und das hintere Schutzblech halb abgebrochen. Die Kette knirschte und es rieselten trockene Rostplättchen davon ab. Opa hatte die Kette sorgfältig geölt und die Reifen aufgepumpt. Am krummen Lenker war nichts mehr zu retten, aber Opa hatte eine Klingel mit silbrigem Klang daran geschraubt, die machte was her.

Jetzt zwinkerte Opa ihm verschwörerisch zu. Milo drückte ihm einen Kuss auf die stachelige Wange und lief raus.

„Du kannst eh nur verlieren", rief Ronny ihm nach.

„Du wirst dich noch wundern“, rief Milo über die Schulter zurück.

Die Wiesen der Wuhlheide lagen noch in Morgennebel getaucht und das Herbstlaub hing schlaff von den Zweigen der mächtigen Bäume. Als Milo mit seinem Kumpel Justin ihren Treffpunkt – eine Reckstange des Trimm-Dich-Pfades – erreichte, stand Kilian schon mit seinem Fahrrad bereit, neben ihm Alex.

„Er ist mein Sekundant“, sagte Kilian und hoffte, seinen Kontrahenten mit diesem Fremdwort zu verwirren. Milo ließ sich nichts anmerken. Alex richtete sich auf.

„Also hier noch mal die Regeln“, verkündete er. „Ihr fahrt auf dieser Seite los. Justin gibt euch den Startschuss. Ich stehe mit der Murmel auf der anderen Seite der Lichtung und wer zuerst da ist, nimmt sie sich. Während der Fahrt müsst ihr Abstand voneinander halten und dürft euch nicht gegenseitig behindern. Wer foult, wird disqualifiziert, und der andere gewinnt. Milo, wenn du zuerst bei der Murmel bist, darfst du sie als Preis behalten. Wenn du verlierst, musst du für einen Monat die Schultasche für Kilian tragen. Seid ihr beide mit den Regeln einverstanden?“

Beide Wettkämpfer bejahten und die Vorbereitungen waren schnell getroffen. Milo fixierte mit seinen Augen das rote Kissen, auf dem die Murmel auf der anderen Seite der Lichtung in etwa 100 Metern Entfernung lag. Die Wolkendecke riss für einen Moment auf und ließ ein paar Sonnenstrahlen hindurch und ihm war, als ob die Murmel das Licht einfing und wie ein geheimes Zeichen nur für ihn einmal aufblitzte. Er würde sie besitzen. Sein Blut pulsierte heiß in seinen Adern und er konnte den Startschuss kaum erwarten.

Kilian gab sich gelassen und warf einen spöttischen Blick auf Justin, der mit der Cowboy-Pistole vom letzten Fasching bereitstand.

PENG. Beide Jungs traten in ihre Pedalen. Jetzt ging es um alles. Kilian fand leicht in seinen Atemrhythmus, so wie es ihm sein Trainer oft erklärt hatte. Er war ein Sportler und kein Hitzkopf. Neben ihm keuchte Milo mit rotem Gesicht, und es gelang ihm tatsächlich, auf den ersten 60 Metern eine Radlänge Vorsprung herauszufahren.

Dann passierte es: Ein scharfes Rattern von Metall auf Metall war zu hören und mit einem quacksenden Aufprall landete Milo im nassen Gras – die Kette seines Fahrrads war gerissen. Kilian sah den Sturz

aus dem Augenwinkel und war nicht überrascht. Er hatte damit gerechnet, dass er gewinnen würde. Noch die letzten Meter mit halber Kraft fahren und dann war das Aufgreifen der Murmel eine reine Formsache. Da hörte er dumpfe Schritte und ein Keuchen hinter sich – Milo rannte mit verzerrtem Gesicht hinter ihm her, für ihn war das Rennen noch nicht vorbei. Für einen Augenblick wünschte Kilian sich, er könnte auch mal solch eine Leidenschaft für irgendetwas empfinden. Aber nein! Armselig war das. Mut und Kampfkraft waren etwas anderes. Unfair war es auch. Denn die Regeln sahen nicht vor, die Strecke ohne Fahrrad zurückzulegen. Mit der Überlegenheit seines Rads nahm er die letzten Meter, sprang ab und griff sich die Murmel. Gerade noch rechtzeitig. Milo hatte zu einem verwegenen Sprung angesetzt und landete mit ausgestreckter Hand auf dem roten Kissen.

Verloren – Aus – Vorbei! Diese Worte kreisten in Milos Kopf wie Aasgeier. Schweiß lief sein Gesicht herunter, vielleicht war auch eine Träne dabei. Er war so nah dran gewesen. In seinen Schläfen pochte das Blut. Er war stark. Irgendwann würde er es schaffen!

Alex half dem Besiegten auf die Füße und klopfte ihm anerkennend auf die Schulter:

„Echt Pech mit deinem Fahrrad."

Kilian durchfuhr ein stechender Blitz. Sein Freund war ein Verräter. Ebenso schnell, wie das Gefühl gekommen war, verschwand es wieder und machte kühler Kalkulation Platz. Ganz Herr der Situation ging Kilian auf Milo zu und hielt ihm die Hand hin.

„Gut gekämpft", brachte er mit flacher Stimmer hervor und traf nicht ganz den gönnerhaft-jovialen Tonfall, den er von seinem Vater kannte. Justin trabte herbei, neben sich mit einer Hand das jämmerliche Rad mit schleifender Kette schiebend. Auch er klopfte Milo auf die Schulter und raunte ihm etwas ins Ohr. Kilian spürte die Finger seiner rechten Hand schmerzen und merkte erst jetzt, dass er die grüne Murmel umklammert hielt, als wollte er sie auspressen. Und plötzlich wusste er, wie er seinen Sieg vervollständigen konnte.

„Justin", sagte er mit fester Stimme und alle schauten ihn an, „ich schenke dir diese Murmel. Dafür, dass du so ein guter Sekundant warst."

Justin sah ihn zuerst ungläubig an. Dann starrte er auf die Murmel in der offenen Handfläche, die sich in diesem Moment dank einiger Sonnenstrahlen auch in schönster Pracht präsentierte. Er schluckte, warf einen unsicheren Seitenblick auf Milo, der mit starrem Gesicht auf das grüne Leuchten blickte. Dann nahm Justin die Murmel an sich und sprudelte hervor:

„Hey, danke. Du bist echt in Ordnung, Alter."

Milo blickte fassungslos in das Gesicht von Kilian, aus dem ihn der Triumph angrinste. Sein Freund Justin hatte nur Augen für die grüne Murmel. Milo spürte in seinem Innern etwas zerplatzen und an die Stelle der Zuversicht trat ein anderes Gefühl. Es war ein Gefühl, das er nicht kannte. Für das er noch keinen Namen hatte.

BERLIN.

Sally Strauchmann

Ich drücke mein ganzes Gewicht gegen die schwere Feuerschutztür des Nachtclubs. Kaltnasse Luft schlägt mir entgegen. Die Straßen sind leer. Der Regen hat alles Leben vom Asphalt gespült. Drinnen bebt der Bass gegen die Mauern. Ein Beat, auf den man nicht tanzen kann. Ein Lied, das ich nicht kenne.

Wenn man wie ich aus einer Kleinstadt kommt, in der man nicht schnell zum Supermarkt fahren kann, ohne jemanden zu treffen, den man mindestens als Bekannten einstufen würde, in der Führerscheine unabhängig machen und in der nur in Heimkellern Partys stattfinden,

- wenn man wie ich aus einer Kleinstadt wie meiner kommt, in der jeder deinen Stammbaum mitsamt der angeheirateten Verwandtschaft, allen Skandalen und Gerüchten kennt, in der jeder seinen zugewiesenen Platz einnimmt, in der sich die Schönheit von Tradition stets gegen die Perspektivlosigkeit der neuen Generation behaupten muss,

- wenn man wie ich aus einer Kleinstadt wie meiner kommt, dann kennt man die Lieder nicht, die in Berlin gespielt werden. Dann tanzt man außer Takt.

Ich ziehe den Mantel enger um meine Taille und weiche mit einem Hechtsprung einer teichgroßen Pfütze aus. Ein Tropfen klatscht auf die Laufmasche meiner Strumpfhose. Tiefgefrorene Finger versuchen dem Mantel mehr Stoff zum Bedecken meiner Beine abzugewinnen.

Berlin. Das war die Stadt der großen Freiheit, der Unabhängigkeit, die Stadt, in der ich endlich diejenige sein könnte, die ich in unserer Kleinstadt verstecken musste. Berlin. Diese Stadt war mein Kindheitstraum. Ich wollte irgendwann genauso desinteressiert am Fernsehturm vorbeischlendern, wollte trotz überhöhter Mieten mit dem wenigen Geld, was übrig bleiben würde, jedes Konzert und jede Kunstausstellung besuchen, wie es die Großstädter taten.

Ich wollte irgendwann genauso geschäftig in der S-Bahn ins Telefon philosophieren wie die Anzugträger mit Aktentaschenklemmbrett-arm. Berlin. Am meisten faszinierte mich die Sicherheit, mit der jeder seinen Weg zu wählen schien. Die Menschen gingen zügig voran, ohne sich umzudrehen, ohne den Blick von ihrem Ziel abzuwenden. Das gab dem orientierungslosen Zukunftsangsthasen in mir Hoffnung.
Ich bleibe stehen, um Berlin bei Nacht zu bestaunen. Der Fernsehturm leuchtet mit dem Mond um die Wette, als wäre es ein Wettbewerb um das Wahrzeichen der Stadt. Einzelne Wassertropfen haben sich in meinem Wollmantel verfangen und glitzern im orangenen Licht der Straßenlaterne. Wahrscheinlich werde ich nie gleichgültig durch die Straßen ziehen. Wahrscheinlich werde ich ein Stück weit immer das kleine Mädchen sein, das Leute in der U-Bahn zu lange anstarrt und sich wünscht, irgendwann einmal genauso zu sein wie sie.

Die Nacht verschluckt Berlins Hässlichkeit, setzt der Stadt eine Maske auf. Phantom-Berlin leuchtet. Selbst graue Betonplatten haben etwas Atmosphärisches. Ich versuche, über mir einen Stern auszumachen, doch hier unten ist es zu hell. Das künstliche Licht lässt alles jenseits der Stadt verblassen.

Ich steige in die U-Bahn, eine mit Brandenburger-Tor-Muster an den Fenstertüren. Mir gegenüber zwei Touristen, Kleinstädter, die in antrainiertem Akzent ihr Stadt-Resümee ziehen.

„Berlin", gluckst der geborene Dorfbürgermeister, „Da glaubt man ja wirklich noch an Individualität. Jeder hier tut ja so besonders und einzigartig. Man macht keine Trends mit, man findet seinen persönlichen Stil – in jeglicher Hinsicht. Doch so individuell, wie alle vorgeben zu sein, sind die Mate und Sterni atmenden, Zigaretten drehenden Neuveganer gar nicht", lacht er und freut sich über sein Wortspiel.

„Überhaupt wird die Hauptstadt überbewertet", stimmt der Schrebergartennachbar mit ein. „Was hier alle Toleranz und Freiheit nennen, wäre besser mit Gleichgültigkeit betitelt. Der Berliner verschwendet seine Zeit schließlich nicht mit ausgewogenen Dialogen, sondern testet seine neusten Erkenntnisse am Zuhörer."

„Und unter Zuhören versteht der Großstädter die Vorfreude, gleich seine Meinung kundtun zu können", unterbricht ihn der andere.

„Genau. Daher hat der/die/das typische Berliner*in auch keine Freunde, sondern nur Bekannte, mit denen er/sie/es sich auf einen gelegentlichen Sojalattemacchiato treffen könne." Erneutes ins Wort Stolpern: „Und die Meinungen sind ja immer links oder rechts, also sowieso radikal. Und überhaupt diese Stadt ist zu groß. Da freut man sich ja richtig auf Zuhause", prahlt der Dorfbürgermeister, welcher immer das letzte Wort zu haben scheint.

Gespannt verfolge ich die Konversation und vermisse meine Berliner, zu denen ich aufschauen kann, weil sie etwas ausstrahlen, was ich erreichen möchte. Obwohl wir alle aus Kleinstädten kommen und ich verstehe, was sie meinen, wenn sie von den „Berlinern" reden, fühle ich mich ihnen nicht zugehörig. Vielmehr zieht es mich aus der Situation, als wolle mir Berlin beweisen, dass die zwei im Unrecht liegen.

An der nächsten Haltestelle steige ich aus. Ohne den Fahrplan zu kontrollieren, springe ich in die nächste Bahn. Ohne mich umgucken zu müssen, scheine ich genau zu wissen, wohin ich will. Ich richte meinen Blick geradeaus gen Haltestellenanzeige. Die Bahn rast an Siegessäule und Fernsehturm vorbei, ohne dass ihnen jemand Beachtung schenken würde. Ein kleines Mädchen fixiert mich unentwegt, doch ich habe es zu eilig, um ihr ein aufmunterndes Lächeln zu schenken.

Mit einer eingeübten Bewegung bringt mich der Türsteher nach einem 50-Meter-Sprint zum Stehen. Und auch wenn mich mein Perso noch als Nichtberlinerin ausweist, weiß ich in diesem Moment, in dem sich die schwere Feuerschutztür öffnet, ganz genau, wie ich zu diesem Lied tanzen soll.

VON UNFERTIGEN U-BAHNHÖFEN

Alina Klisch

Jeden Tag sehe ich das Unperfekte, das Unfertige, das „Irgendetwas kommt hier noch hin". Jeden Tag, in dem U-Bahnhof, genau sechs Minuten von meiner Wohnung im zweiten Stock entfernt. Wenn ich renne, manchmal auch nur fünf Minuten. Doch wieso eigentlich rennen, wenn die U-Bahn doch eh alle fünf Minuten fährt?

„Was sind schon fünf Minuten?", würde ich gern denken. So habe ich lange gedacht. Häufig schlenderte ich demonstrativ langsam zur U-Bahn und lächelte über die Menschen, welche mit ernster Miene die Treppen hinunterhasteten, begleitet von rhythmisch anpeitschenden Akkordeonklängen des Straßenmusikers. Ich kam mir besonders weise vor, erwähnenswert in mir ruhend, beinahe erleuchtet, wie ich so völlig ohne Zeitdruck, majestätisch, Stufe für Stufe in diesen unperfekten, unfertigen U-Bahnhof schritt. Manchmal verpasste ich mit Absicht die unten wartende Bahn. Einfach, um mir zu beweisen, dass fünf Minuten unbedeutend sind.

Nun hat die Uni wieder angefangen. Die Erinnerung, was fünf Minuten bedeuten können, brennt sich erneut in mein Hirn. Vorbei sind die Zeiten des majestätischen Schreitens. Ich bin nur noch Teil der rennenden, hetzenden Masse. Natürlich könnte ich meinen Wecker früher stellen. Aber ich bin eine Meisterin der Selbstüberlistung. Wenn der Wecker früher klingelt, nutze ich diese Zeit, um noch etwas länger im Bett zu bleiben – nicht etwa, um tatsächlich früher aufzustehen. Während ich da so im Bett liege, frage ich mich häufig, was ich wohl alles in dieser Zeit tun könnte. Frühstücken, Yoga, Tagebuch führen, Unikurse vorbereiten, meditieren. Ich könnte so fleißig sein, so produktiv. Ich könnte sogar pünktlich sein und frisch geduscht. „Ja – so würde ich mir gefallen", denke ich dann und scrolle durch meine Timelines, während ich meine Time verstreichen lasse.

Fünf Minuten vom zweiten Stock zur U-Bahn. Heute Morgen habe ich es nicht geschafft. Fünf Minuten dreißig. Eine schlechte Leistung, die mir jedoch Raum gab, den unfertigen U-Bahnhof zu bestaunen. Seit einem Jahr wird er umgebaut. Seit einem Jahr ist

er einfach nur kalt und grau. Kabel hängen von der Decke. Keine weisen Sprüche an der Wand. Keine digitalen Anzeigen, die die ungeduldig wartenden Menschen darüber informieren, wie viele Minuten sie noch an dem Ort verbringen müssen, der sie so sehr mit sich selbst konfrontiert. Überraschung: Es gibt nicht viele Optionen. Eine, zwei, drei, vier oder fünf Minuten. Und trotzdem öffnete ich heute Morgen die Öffi-App, um nachzusehen, wie viele Sekunden genau ich denn heute zu spät kommen würde.

U-Bahnhöfe. Das Warten auf etwas. Zeit zum Denken. Wo bin ich gerade? Wo will ich hin?

Leere Wände, keine Anzeige, keine Ablenkung. Nur ich. Und diese Frau. Ich schaue sie an. Sie sieht weg. Fremde.

Handys, scrollen, tippen, Sorgen. Wie viele Minuten komme ich zu spät? Sorgen. Termine. Drei Minuten oder vier? Jede Sekunde zählt. Kabel von den Decken. Akkordeonklänge. Kopfhörer zur Übertönung.

Ich starre auf die leere Wand. Da muss doch noch etwas hin. Seit einem Jahr warte ich, dass sich endlich etwas ändert. In diesem U-Bahnhof, in mir. Alles ändert sich, alles und doch irgendwie nichts. Wer bin ich überhaupt, wenn ich so viel renne? Kann man so schnell rennen, dass man sich selbst verliert?

Rauschen. Die U-Bahn.

AUS DER REIHE MODERNE MÄRCHEN – METAPHORICAL TALES FÜR LENA

Hannes Kroke

Es war einmal eine kleine Prinzessin, die lebte in einem schönen, großen Schloss, ganz, wie man sich das vorstellt, mit kleinen rosafarbenen Türmchen und großen, golden umrahmten Fenstern. Die Prinzessin verlebte eine zauberhafte Kindheit, aber irgendwann kam auch sie in ein fortgeschrittenes Alter, und es ward Zeit, die wohlvertraute Heimat hinter sich zu lassen. Kurz und gut: mit 22 schmissen die Eltern sie raus, schließlich musste sie ja auch irgendwann mal auf die große, weite Welt losgelassen werden.

Unsere kleine Prinzessin Namenlos zog also verstimmt von dannen, das Königreich zu erkunden. Sie stellte schon bald fest, dass doch alles ziemlich bizarr aussah, die Häuser waren oft klein und nicht besonders fröhlich bemalt, und die Leute hatten auch die ein oder andere Eigenart.

So kam es, dass sie durch eine belebte Dorfstraße schritt, und ihr tausend Händler ihre Waren verkaufen wollten. Unsere kleine Prinzessin wich aus, hin und her, und fand sich mit einem Male in einem kleinen Häuschen wieder, in dem Leute auf Stühlen vor Spiegeln saßen, allesamt mit roten Haaren, so wie jeder, den sie bisher auf ihrer Reise gesehen hatte, rote Haare hatte. Kleine Frauen mit Kitteln schnitten an den Haaren herum, bis sie wunderschön aussahen. Eine Frau sprach sie an: „Junge Dame, wie kann ich dir helfen? Friseurin Magda ist stets zu Ihren Diensten. Einfach mal wieder kürzen, strähnen, locken, oder ganz etwas Neues? Leg doch zuerst mal deine Kutte ab." Da fiel unserer etwas überforderten Prinzessin auf, dass sie noch komplett eingemummt war. Sie legte also ihre Kutte ab und entdeckte im selben Moment im Spiegel, dass sie ja blonde Haare hatte. Es wurde plötzlich ganz still im Raum, und die Friseurin Magda flüsterte ihr leise, aber bestimmt zu, es wäre wohl besser, wenn sie ihre Kutte wieder anzog und schnellstmöglich den Laden verließe. Die Prinzessin tat wie geheißen, und als sie hinaus war, strömten Tränen über ihre zarten Wangen, und sie lief und lief, bis sie das Dorf weit hinter sich gelassen hatte.

Unsere arme, kleine Prinzessin erreichte, wieder etwas gefasst, das nächste Dorf. Dort liefen wie auch schon im Dorf zuvor viele kleine und große Hunde und Katzen herum. Das Besondere, so erschien es ihr, wa dass alle Männer und Jungen mit den Katzen spielten und alle Frauen und Mädchen mit den Hunden. Das schien ihr doch etwas verbohrt, denn sie mochte schon immer Katzen mehr als Hunde. Ein besonders süßes Kätzchen kam auf sie zu, und unsere Prinzessin beugte sich hinab, sie zu streicheln. Das weiße Kätzchen schmuste sich an sie und schnurrte.
Mit einem Mal traf sie ein Stiefel in die Seite, und unsere Prinzessin krümmte sich vor Schmerz, während die Katze das Weite suchte. Sie wurde hochgezerrt, und plötzlich zeigten alle Finger auf sie, manche Leute schlugen die Hand vor den Mund, andere riefen „Hexe". Die Prinzessin war ganz verwundert, was sie denn getan hatte, und der Mann, der sie festhielt, antwortete: „Frauen dürfen ausschließlich mit Hunden verkehren, denn das ist das einzig Normale und alles andere ist Hexerei und wird mit dem Scheiterhaufen bestraft." Er zerrte sie weg, und die Leute schrien immer aufgebrachter, man solle sie verbrennen.
Nur durch einen plötzlich einschlagenden Blitz konnte unsere Prinzessin sich entreißen, denn alle erstarrten kurz vor Schreck. Sie tat das einzig Richtige und lief und lief, eine Regenflut brach herein, und sie lief und lief und lief, bis sie außer Gefahr war, und dafür von oben bis unten mit Schlamm bedeckt.

Nun kam sie in eine Stadt mit vielen Arbeitern, die von oben bis unten vollkommen schwarz waren, denn sie arbeiteten in einer Kohlemine. An einer Ecke standen einige Waschschüsseln, in denen Arbeiter ihre Füße und Socken schrubbten, bis die Haut wieder sauber und die Socken wieder weiß wurden. Unsere Prinzessin setzte sich an eine freie Schüssel und begann, es den Leuten nachzutun, um sich zu säubern. Auch ihre Füße waren dreckig und ihre Socken schwarz. Sie schrubbte also, bis die Füße sauber wurden, aber die Socken blieben und blieben schwarz, denn sie waren ja von Beginn an schwarz gewesen. Aber das wusste niemand, und die Leute lachten sie aus, dass sie ja nicht einmal schrubben konnte, und zu was sie als Frau denn überhaupt von Nutzen sein sollte. Schnell zog unsere arme Prinzessin sich wieder an und verließ das Städtchen, in Angst, dasselbe Schicksal wie beim letzten Mal zu erleben.

So wanderte sie weiter über Wiesen und Felder, Auen und Wälder. Sie dachte viel nach, was sie hier überhaupt sollte, wo sie denn

hingehörte, und warum sie eigentlich irgendwie anders als alle anderen war. Sie ging und ging, und versuchte nur, vor sich selbst zu fliehen, denn sie wusste nichts mit sich anzufangen und wollte eigentlich nur sein wie alle anderen.
So kam es nun aber, dass sie auf ihrem Weg vielen anderen Menschen begegnete, die auch die Dörfer mieden und vor sich selbst wegliefen, und einige von ihnen hatten auch blonde Haare, andere trugen auch schwarze Socken, und sie begegnete auch Männern mit Hunden und Frauen mit Katzen. Da wurde ihr klar, dass es noch andere gab, die wie sie waren, und sie waren alle nett und freundlich, denn sie wussten, wie es unserer Prinzessin ging, es ging ihnen schließlich genauso.
Und so fand sie auf ihrer Reise den ein oder anderen Freund, der sie begleitete, und der auch auf irgendeine Art und Weise besonders war. Manche mochten Katzen und Hunde, manche hatten sogar braune Haare, andere bunt gestreifte Socken, und niemand schämte sich, und es brauchte sich auch niemand zu schämen. Als sie schon zu einer ganzen Gruppe herangewachsen waren, ließen sie sich irgendwann auf einer Lichtung im Wald nieder, und verbrachten dort ihre Zeit mit Reden und Lachen. Sie liebten einander, wie es nur beste Freunde tun, und spürten alle, wie schön es war, seine Probleme beim Namen nennen zu können, und verstanden zu werden.

Nun, und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie auch heute noch in diesem Wald. Und wenn du auch mal durch diesen Wald kommst und sie triffst, dann werden sie dir freundlich begegnen, dich akzeptieren wie du bist, und wenn du willst, dich in ihren Kreis aufnehmen.

CARLOS, DAS MESSER UND ICH

Marie Zoom

Mein Taschenmesser bringt mich regelmäßig in Kontakt mit Menschen, häufig endet dieser Kontakt in Diskussionen und das kam mich bereits teuer zu stehen. Das ist jetzt nicht so, wie einige von euch vielleicht denken… Nein, ich nehme mein Opinel einfach immer überallhin mit, weil ich für Picknicks gewappnet sein will. Da die Sicherheitsvorkehrungen im öffentlichen Bereich aber immer strenger werden, widerstrebt das meine Picknickpolitik. Bisher ist mir mein Opinel aber treu geblieben.
Hier mein neuestes Abenteuer, genau genommen, die Geschichte von meinem Opinel, zwei hübschen Polizisten, einem nachlässigen, aber sehr sympathischen Securitytypen, Carlos und mir.

Paris. Wir stehen in der Schlange vor dem Palais de Justice, Frankreichs oberster Institution für Rechtsprechung. Es regnet, Taxis rauschen vorbei, es geht zäh voran – Paris ist herrlich uncharmant und direkt heute. Genauso auch der Palais de Justice, hier wird verhandelt, werden Entscheidungen gefällt, die Konsequenzen mit sich ziehen.
Für uns steht heute nichts auf dem Spiel, wir wollen uns das einfach mal anschauen. Was genau uns erwartet, wissen wir jedoch nicht.
Von welch wichtiger Bedeutung der Palais de Justice ist, wird mir dann doch erst an der Sicherheitskontrolle klar. Körperscan, Taschenscan, Seelenscan. Natürlich habe ich eine Gabel in meiner Tasche und natürlich habe ich mein Opinel dabei, selbstverständlich ist beides verboten. Zum Rausgehen ist es zu spät, ich spreche mit der Security. Die rät mir, das Messer wegzuwerfen. Ich schaue verzweifelt. Das kann und werde ich nicht tun. Die Security winkt mich zu sich, nuschelt etwas. Dann laufe ich durch die Kontrolle, gebe meine Tasche ab. Das wars dann.
Auf der anderen Seite erwartet mich der nächste Check. Ich gedulde mich, lasse es über mich ergehen. Für ungefährlich befunden erhalte ich meine Tasche; Messer und Gabel sind noch da! Ich will mich umdrehen, bedanken, freue mich wie ein Kind.
Hinter mir bekommen gerade andere Touristen ihre Plastikgabel abgenommen. Offensichtlich bin ich nicht die Einzige, die gerne

picknickt. Wohl aber die Einzige, die im Palais de Justice picknicken kann. Dort trifft man ein seltsames Bild an: Touristen, bewaffnet mit Kamera und Regenschirm, kleine Gruppen, die ein bisschen verloren wirken in der riesigen Halle und dann die Richter in roter Robe mit schwarzen Streifen auf weißem Pelz – sie sehen aus wie Santa oder die Könige aus dem Sonntagsmärchen auf KiKa. Wer wohl zuerst da war?

Unsere Führerin zeigt uns ein paar Gerichtssäle, goldene Ornamente schmücken die Decken, alles ist edel und bedeutungsschwanger, hier wird über das Heute und das Jetzt, über das Morgen und Übermorgen entschieden und dennoch fühlt man sich in vergangene Zeiten entführt.

Nach der kleinen Führung sollen wir uns einen direkten Eindruck verschaffen. Am besten wir gehen zu Carlos, meint unsere Führerin. Begeistertes Nicken. Doch wer ist Carlos?

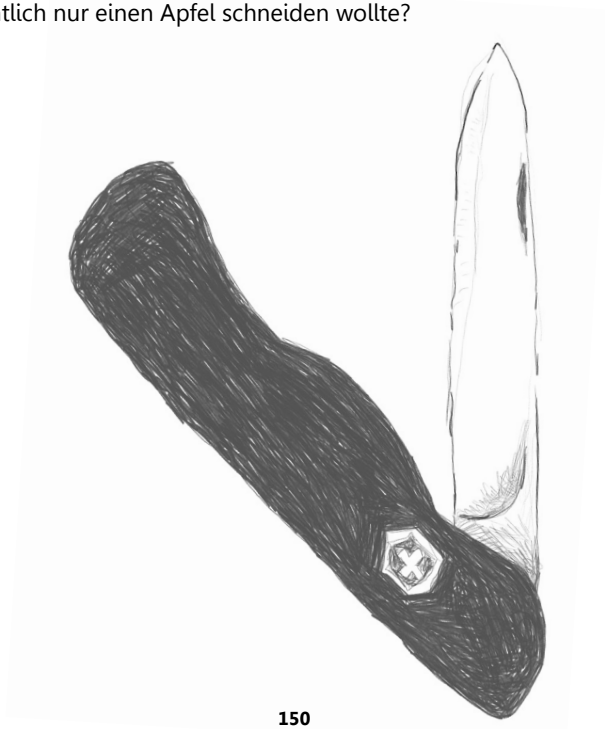
Es scheint jemand sehr Wichtiges zu sein, denn die nächste Sicherheitskontrolle ist schlimmer als die erste. Zwei (das muss erwähnt werden) sehr gut aussehende Polizisten stehen vor der dunklen Eichentür. Diesmal habe ich weniger Glück. Mein Messer wird sofort beschlagnahmt, die Verwunderung ist groß. „Bist du mit dem Messer reingekommen?" Vorwurfsvolle Blicke. „Ähm, ja." meine Antwort ist ungenügend. Ich muss meinen Pass zeigen, werde gefilzt, alles wird notiert. Wann ich es wieder abholen darf, möchte ich wissen. Wenn ich gehe, antwortet der Schönling. „Gut, dann bis später", sage ich, als handele es sich um eine Verabredung mit einem Freund. Mr Policeman lächelt.

Dann dürfen wir endlich in die Verhandlung. Immer noch verwundert, was hier wohl passiert, googeln wir uns erst mal schlau.

Was wir lesen, versetzt uns in Spannung: Carlos der Schakal, venezolanischer Terrorist und international bekannt, gehasst und idealisiert sitzt hier, fechtet eines seiner Urteile an. Wohl ist es gelaufen für ihn, aus dem Gefängnis wird er nicht mehr rauskommen. Und darum geht es auch nicht, wie wir feststellen. Denn die rotbemantelten Urteilssprecher wirken gelangweilter, als sie sollten, die Debatte ist ein Austausch, bei dem das Ende bereits feststeht. Dennoch genießt Carlos seinen Auftritt, etwas melodramatisch entzückt er sich seiner Rolle und unterbricht die Verhandlung abrupt. Ich brauche eine Pause, erklärt er. Seine bebrillten Augen (er trägt das klassische Gangstermodell, eine Mischung aus Pilot und Porno) scheinen zu feixen. Bitte, meint der Richter entnervt. Ein Kaffee, meint Carlos. Bitte, die Verhandlung wird unterbrochen.

Endlich können wir uns austauschen; wie ein Haufen schnatternder Girlies stecken wir die Köpfe zusammen, für uns ist das schon ein

kleines Abenteuer. Wir googeln noch ein bisschen, finden heraus, dass Carlos für die Polygamie zum Islam gewechselt hat. Was für eine rätselhafte Persönlichkeit, wie prinzipienlos und entschlossen zugleich. Faszination paart sich mit Schrecken.
Von seiner Kaffeepause zurück, setzt er sich nicht direkt hin, sondern blickt zu uns. Dann direkt zu mir, grinst, macht eine Faust wie zum Zeichen des Sieges. Ich blicke zurück, schaue dumm. Was passiert hier? Ich bin entsetzt, galt das Grinsen wirklich mir? Es geht weiter, die Verhandlung wird wieder aufgenommen, ohne dass ich von meinem Schrecken erlöst werde. Und dann müssen wir auch schon wieder gehen, unsere Gruppenführerin erwartet uns draußen.
Wir hasten noch in ein paar andere Verhandlungen, mit Carlos Show kann nichts mithalten. Schließlich will ich mein Messer zurückholen, verlaufe mich dabei, irre herum. Alles sieht gleich aus, irgendwie deprimierend. Dann hab ich meine zwei Polizisten endlich wiedergefunden. „Ich komme wegen des Messers“, grinse ich. Eben noch bei einer Gerichtsverhandlung auf Lebenslänglich, bin ich schon wieder fast im Alltag angekommen, seltsames Leben. Aber es ist eben auch nur fast Alltag, denn wann wird man schon von der Polizei nach draußen begleitet, weil man ein Messer in die höchste Justizeinrichtung eingeschmuggelt hat, mit dem man sich eigentlich nur einen Apfel schneiden wollte?



IRGENDWAS DAZWISCHEN

Maleen Harten

Es dämmerte schon, als Mieke mich an dem verlassenen Busbahnhof des kleinen Ortes absetzte, Fresenburg, wo sie nun wohnte. Wo sie bleiben, wo sie ankommen, sich ihr Leben einrichten würde, mit Mann und Kindern. Noch kurz hatte sie mit mir gewartet, stand frierend da mit ihrem schwangeren Bauch, in ihrer kurzen roten Lederjacke, die lockigen blonden Haare unter einer Wollmütze versteckt. Aber die Mitfahrgelegenheit verspätete sich und sie musste los, wollte es vielleicht auch. Als sie mich zum Abschied umarmte, hatte sie „Ich werde dich vermissen" in meine Haare geflüstert, aber meinte sie es wirklich so, war ich nicht eher zu einer Last für sie geworden? Ich dagegen beneidete ihr neues Leben, doch verstehen konnte ich es eigentlich nicht. Alles an mir war müde, die Zeit hier war anstrengend gewesen, dieser permanente Druck im Bauch, mein flacher Atem. Ich fühlte mich verlassen und verloren wie schon lange nicht mehr.

Gedankenverloren zupfte ich an meiner Strumpfhose herum, die viel zu dünn für diesen eisig kalten Februarabend war, und meine Füße in den Turnschuhen konnte ich mittlerweile gar nicht mehr spüren. Ich bereute es, mich mal wieder für die Schönheit und gegen die Wärme entschieden zu haben, konnte mich hier ja sowieso niemand sehen. Die Straßenlaterne neben mir sprang mit einem lauten Sirren an und verteilte grelles Licht auf dem kleinen Platz. Mein Atem war weiß gegen den dunklen Himmel und ich hauchte gegen meine kalten Hände, um sie zu wärmen.

„Was, wenn jetzt keiner kommt…", fing ich gerade an zu denken, als ich schließlich endlich die Scheinwerfer eines herannahenden Autos, eines alten dunklen Passats, um die Ecke biegen sah. Das musste er also sein: Lewe, der Fahrer. Er hielt auf der anderen Straßenseite und nach einer weiteren gefühlten Ewigkeit stieg ein Mann aus dem Auto, etwas älter als ich – blonder Bart, rundes Gesicht, mit groben Zügen, insgesamt etwas dick, massig irgendwie, mit ungewöhnlich roten Wangen. Dünne Locken schauten unter seiner gelben Mütze hervor und der dunkelgrüne Anorak war wahrscheinlich von H&M. Kein Hipster, kein Künstler, sondern

ein ganz normaler Mann. Und daher auf jeden Fall nicht mein Typ hatte ich sofort entschieden. Aber irgendwie auch gut, dieser innere Zwang jede erdenkliche Situation zur Männersuche zu nutzen, wurde selbst mir langsam zu viel.

Er rief mir zu: „Lotta?", und statt einer Antwort schwang ich meine neonpinke Reisetasche über die Schulter und ging zu ihm. Und so, als müsste man in dieser Kälte alle überflüssigen Wörter vermeiden, nickten wir uns nur kurz zu. Er nahm mir die Tasche ab und verstaute alles bei seinen Sachen im Kofferraum, während ich mich auf den Vordersitz zwängte.

Das Auto war eiskalt und die Scheiben von innen beschlagen. Sofort atmete ich den unverkennbaren Geruch alter Autos ein, eine Mischung aus Abgasen, durchgesessenen Polstern und Duftbäumchen. Als Kind hatte ich von diesem Geruch kotzen müssen. Jetzt erinnerte er mich an genau diese Familienfahrten und spülte eine Welle von Sehnsucht über mich.

Als Lewe endlich ins Auto stieg, roch er nach Zigaretten und sagte nichts. Auch ich hatte Handy und Kopfhörer bereits auf die Ablage gelegt, um klar zu machen, dass von mir keine langen Gespräche zu erwarten waren. Redete man überhaupt noch bei diesen Fahrten? Mit brummendem Motor rumpelten wir schließlich vom kleinen Platz und fuhren auf die Landstraße Richtung Hamburg.

Wir waren schon eine Weile unterwegs, ich noch immer steif da-sitzend, in Jacke und Schal, darauf hoffend, dass die schwächelnde Heizung endlich meine Füße auftauen würde. Gerade wollte ich nach den Kopfhörern greifen, als er dann doch anfing zu sprechen.

„Keine Angst, wird gleich wärmer", waren die ersten Worte, die ich von ihm hörte. Eine angenehme, tiefe Stimme. Er lächelte mich kurz an und ich wollte, dass er weiterspricht. Schweigen hatte ich noch nie gut ertragen können. „Was hast du denn in Fresenburg gemacht", fragte ich also, ein lockerer Gesprächsstart für das eher holprige Kennenlernen mit ihm.

Doch er schaute mich kurz, fast prüfend von der Seite an und sagte dann das, was ich am wenigsten erwartet hatte: „Ich war heute Morgen auf der Beerdigung meiner Mutter." „Oh nein, das tut mir leid", stammelte ich und starrte ihn an. Das Schlimmste, das, wovor ich, seit ich denken kann, Angst habe, die Mutter zu verlieren, er

hatte es also erlebt vor ein paar Tagen, offenbar überlebt, saß jetzt hier und tat etwas so Banales, wie ein Auto zu lenken, ohne weinen, schreien, umfallen? Wie konnte das sein?
Aber sein eigentlich so ernstes Gesicht lächelte, so als wollte er *mich* beruhigen. „Keine Sorge, wir hatten schon jahrelang keinen Kontakt mehr, eigentlich sogar noch nie richtig. Aber, ja klar, das ist schon existentiell, auf jeden Fall ein Endpunkt, von was auch immer…" Seine Worte verloren sich in seinen eigenen Gedanken und ich lehnte meinen Kopf gegen die kalte Scheibe. Draußen rasten braue Felder und kahle Bäume vorbei, Dunkelheit legte sich auf die flache Landschaft. Ich sah mein Spiegelbild im Fenster und schloss die Augen. In meiner Vorstellung waren die Tage nach einer Beerdigung völliger Ausnahmezustand: Beileidsbekundungen anhören, Sprüche, Karten, Lieder für die Trauerfeier auswählen, alles klären. Vor allem aber hieß es für mich, mit der ganzen Familie zusammen zu sein, auf Matratzen nebeneinander zu schlafen, weil niemand alleine sein will, niemand alleine sein darf.

„Hast du schon ein Elternteil begraben?", unterbrach er meine Gedanken und ich schaute kurz auf, sah ihn an, sein Profil. Im Endeffekt sah er doch irgendwie interessant aus, zumindest charakteristisch, die struppigen Augenbrauen, die breite Nase, die tiefliegenden Augen, ein rundes und dennoch markantes Gesicht.

„Tut mir leid, war eine indiskrete Frage, aber ich dachte, wo wir schon drüber reden, deshalb…" Seine Stimme brach ab. „Kein Problem", sagte ich und: „Ja, meinen Vater, aber das ist schon lange her". Ich hoffte, dass er nicht weiter nachfragen würde und lehnte meinen Kopf wieder zurück, spürte das feuchte Glas an meiner Stirn und meine Gedanken wanderten zurück zu diesem Tag im August vor fast 25 Jahren. Ein ganzes Leben lag mittlerweile zwischen mir und dem kleinen Mädchen, das damals seinen Vater verloren hatte. Und ich wollte die Erinnerungen beiseiteschieben, mit aller Kraft wegschieben von mir, aber er fragte weiter und ich war zu müde, um mich vor den Fragen zu schützen.

Und so erzählte ich von seinem plötzlichen Tod, von der riesigen Trauerfeier, von dem verwirrten Kind, das ich damals gewesen war. Und während ich redete, war mir, als könnte ich mich wirklich in diesem Moment da stehen sehen, die Achtjährige, verfroren und zitternd trotz der Augusthitze. Hand in Hand mit meiner Mutter, mit meinem Leinenkleid und der anthrazitfarbenen Strumpfhose, auf deren Glänzen ich so stolz gewesen war.

Ich hatte nicht weinen können, erzählte ich, im Gegensatz zu Nora, die schrie, richtig laut schrie. „Ich sehe mich in der Erinnerung an diese Tage immer nur irgendwo rumsitzen, verwirrt und erstarrt und anderen beim Weinen zusehend", sagte ich und Lewe nickte nur, so als könnte er es verstehen, so als sei es das Normalste der Welt.

Ich musste dann wohl irgendwann eingeschlafen sein, denn das Zuschlagen der Autotür schreckte mich auf und die hereinströmende Luft ließ mich frösteln. „Keine Sorge, wir sind immer noch auf dem Weg nach Hamburg…" Er lächelte und zwängte sich, einen Kaffeebecher in der einen Hand, hinter das Lenkrad. Er hatte sich die Mütze abgenommen und nun konnte ich seine rötlich blonden Locken sehen, die matt und zerdrückt an seinem Kopf klebten.

„Wo sind wir denn?", krächzte ich. Mein Kopf schmerzte und in meinem Mund schmeckte ich etwas Metallisches, wie Blut. Ich fühlte mich völlig gerädert. „Noch eine Stunde ungefähr. Trink mal vom Kaffee, den können wir uns teilen." Er reichte mir den Becher und erst jetzt bemerkte ich seine großen Hände, mit den kräftigen Adern. Hände wie mein Vater sie gehabt hatte. Im Endeffekt erinnerte mich seine Statur, seine Haare, sein ganzes Gesicht irgendwie an meinen Vater oder kam es mir nur in diesem Moment so vor?

Während er sich anschnallte, trank ich vom Kaffee, schwarz und ohne Zucker, das Letzte, was ich sonst freiwillig zu mir genommen hätte, aber die warme Flüssigkeit tat mir gut, ließ mich wieder zu mir kommen. Als ich den kleinen Spiegel runterklappte, sah ich, dass das Strickmuster meines Schals einen Abdruck auf meiner Wange hinterlassen hatte und meine Augen so verquollen und rot aussahen, als ob ich stundenlang geweint hätte… Schnell klappte ich den Sichtschutz wieder hoch und starrte, den warmen Becher in der Hand, aus dem Fenster, beobachtete die Menschen, die in kleinen Grüppchen auf die Raststätte zuliefen, ein Kind, das weinend und jaulend hinter seinen Eltern her trottete. Autobahnraststätten waren etwas für Familien, niemals für Alleinreisende. Denn das Gefühl, etwas verloren zu haben, von nirgendwohin zu kommen, nirgendwohin zu wollen – hier wurde es einem besonders bewusst.

„Und, willst du weiter drüber reden?", fragte Lewe und als ich mich zu ihm drehte, nahm er mir den Becher wieder aus der Hand. Ich wusste plötzlich nicht mehr, wohin mit meinen Händen. „Wieso,

worüber? Was meinst du?“ Ratlos schaute ich ihn an. „Na, über deinen Vater. Echt bemerkenswert übrigens, an was du dich alles erinnerst. Das mit dem Märchen erzählen in der Sauna und eure Spaziergänge zusammen, ich wünschte ich wüsste solche Sachen noch von meinen Eltern. Es hat sich irgendwie super dringend angehört. Hattest du da schon lange nicht mehr drüber gesprochen?“

Ich setzte mich im Sitz auf. Was war passiert? Ich konnte mich nicht erinnern, ihm derartige Details anvertraut zu haben. Mein ganzer Körper fühlte sich plötzlich fremd und eklig an. In meinen Schläfen begann es zu pochen.

„Ich rede da normalerweise nie drüber. Keine Ahnung, was mit mir los war…“, nuschelte ich. Ich fühlte, dass er mich von der Seite anschaute, aber ich wich seinem Blick aus. Um meine aufsteigende innere Unsicherheit (war ich verrückt geworden…?) niederzukämpfen, wand ich mich umständlich aus meiner Daunenjacke und stopfte sie als Kissen vor das kalte Fenster.

„Du musst nicht, natürlich nicht, ich dachte nur… es schien irgendwie gut für dich zu sein…“

„Ach nee, lieber nicht. Das ist alles so lange her“, sprach ich gegen die Fensterscheibe gerichtet, ich wollte ihn nicht anschauen. Irgendwas hatte sich verändert, die Unbeschwertheit des Fremden schien verschwunden zu sein und dies machte mich unsicher, belegt. Ich starrte in die Dunkelheit und war mir der Anwesenheit dieses fremden Mannes plötzlich so überbewusst. Irgendetwas an ihm war mir zu nah und irgendetwas war mir nicht nah genug.

„Ist okay“, sagte er gegen meinen Rücken gerichtet und ich stellte mir vor, wie er lächelte, ein kleines, ernstes Lächeln.

Diese nächste Stunde, als es draußen anfing, Nacht zu werden, musste ich ihm nur zuhören. Mir war es recht, so musste ich nicht sprechen, musste nicht die Spannung unterdrücken, die sich mehr und mehr in mir aufbaute, und die meiner Stimme sicherlich anzumerken gewesen wäre.

Er erzählte und erzählte, von seinem kleinen Sohn und seiner Ex-Freundin, von seiner Kindheit in Hamburg, von seiner Mutter, die ihn zurückgelassen hatte, als er noch ein Baby gewesen war und von deren Krankheit er erst einige Monate vor ihrem Tod er-

fahren hatte. Er erzählte von der anderen Mutter, der Stiefmutter, von seinem Vater, der sie verlassen hatte, während er, Lewe, bei ihr blieb.

„Richtige Mutter oder nicht, sie habe ich immer Mama genannt." Er drehte sich kurz zu mir, als er das sagte und sein Blick rührte mich irgendwie. Ich wollte ihn gerne anfassen, über sein ernstes Gesicht streichen, wollte meine Hand an seine Wange legen. Und plötzlich hatte ich dieses dringende Bedürfnis immer weiter und weiter mit ihm durch diese Nacht zu fahren, niemals irgendwo anzukommen.

Und als ich dies dachte, da wusste ich bereits in mir drin, dass wir uns heute noch küssen würden. Dass er fragen würde, ob wir noch etwas bei ihm trinken wollen, und dass ich Ja sagen würde, all meine sonstigen Prinzipien über Bord werfend. Diese Spannung in mir, dieses Gefühl von kitschiger Verbundenheit, weil unsere Lebensgeschichten sich ein kleines bisschen ähnelten. Ich wollte nur noch einen kleinen Moment in seinem Bett liegen, bevor ich zu Nora aufbrechen würde. Ja, es musste einfach sein.

Als wir in Hamburg schließlich von der Autobahn abbogen und an belebten Bars und U-Bahnhöfen vorbei zu seiner Wohnung fuhren, da hatte er mich bereits gefragt und ich hatte gelacht und „Ja, warum eigentlich nicht" gesagt. Wir stiegen gemeinsam aus dem Auto. Sein Haus war keines der schönen Hamburger Altbauten, in denen Nora und all die anderen hier wohnten, sondern ein Nachkriegsmietshaus, heruntergekommen und grau.

Ich schleppte meine pinke Tasche die vielen steilen Stufen zu seiner Wohnung hoch. In seiner Küche schenkte er uns Rotwein ein, in hässliche kleine Saftgläser, aber ich schaute darüber hinweg, genau wie über das wuchtige braune Sofa und die grell gemusterte Bettwäsche. Denn da war etwas anderes, und das war wichtig. Die Zimmerwände voller Bilderrahmen, groß und klein, Fotos über Fotos, ein ganzes Jahrhundert Familiengeschichte. Eine junge Frau mit Blumenkleid in einem Weizenfeld, eine Gruppe braungebrannter Kinder am Strand, darüber in weißer Schrift „Hiddensee 1929". Ein bärtiger Mann mit einem Kleinkind auf den Schultern, eine Frau, die ihr Baby wiegt und erschöpft in die Kamera schaut, dazwischen ein knopfäugiger Junge auf einem roten Bobbycar. Ich stand da und sagte nichts, ich betrachtete die Bilder, eins nach dem anderen, während er hinter mir stand und wartete.

„Ja, wie du siehst, bin ich verrückt nach meinen Vorfahren…", durchbrach er irgendwann die Stille und lachte ein bisschen. „Strange?" Sein Lachen war nicht groß und laut, sondern klein und heiser, wie ein ironisches Schmunzeln, wie im Nachsatz angehängt.

„Nein, bei mir sieht es genauso aus, ich liebe das", sagte ich, noch immer mit dem Rücken zu ihm, und ich musste daran denken, wie Mieke einmal die Fotos an meiner Zimmerwand angeschaut und gesagt hatte: „Man merkt hier wirklich, wie sehr du in der Vergangenheit lebst." Ja, vielleicht, aber das war jetzt egal, denn dies hier war jetzt und dies hier war gut.

Ich drehte mich zu ihm um, und wir standen erstaunlich dicht voreinander und lächelten uns an. Er hatte eine Lücke zwischen den Frontzähnen, die ich erst jetzt wahrnahm. Überhaupt hatte er erstaunlich kleine Zähne, so wie ich. „Kuchenzähne" hatte ein Freund sie mal genannt.
„Du hast Kuchenzähne", sagte ich jetzt zu Lewe. Als Antwort legte er seine Hand, warm und rau an meine Wange. So standen wir eine Weile, bis ich mein Glas schließlich auf seinem Schreibtisch abstellte und mein Gesicht, wie selbstverständlich an seinen Hals legte. Er roch gut. Eine Mischung aus Nivea, Seife und Schweiß. Ein vertrauter, ein guter Geruch.

Als wir uns küssten, schmeckte ich die Zigaretten, den Kaffee, den Wein und fühlte dieses Wegrutschen in mir, dieses innere Glucksen, die Anspannung vor dem Sprung. Ich drückte ihn kurz von mir weg, um ihn noch mal zu sehen, sein Gesicht, das jetzt so zufrieden und gleichzeitig erstaunt aussah. Ein schiefes Grinsen, glühende Wangen, und er sah plötzlich so unfassbar jung aus. „Verrückt", murmelte er und zog mich wieder zu sich, drückte sich an mich, mit seinem ganzen Körper. Und mein letzter Gedanke – bevor wir uns in sein erstaunlich kleines Bett zwängten und uns teilweise kichernd, teilweise ernst die Schichten vom Körper schälten – war: Das ist wohl das, was alle immer meinten mit ihrem „Denk nicht so viel nach, lass dich treiben". Und nun hatte ich es getan, hatte mich mitreißen lassen, stand plötzlich mittendrin – im wogenden Leben.

Es hätte ein Anfang sein können. Die Sache war nur die, dass ein kleines Detail an meiner Erzählung nicht stimmte. Es war nämlich so, dass mein Vater gar nicht tot war, sondern lebte und zwar hier in Hamburg. Und morgen würde ich ihn treffen, das erste Mal nach 25 Jahren würde ich meinen Vater wiedersehen…

Aber all das erzählte ich Lewe nicht, ich küsste seinen Nacken, schlang meine Beine um seinen Körper und krallte mich so fest ich konnte an ihn. Er lachte und verhakte meine Hände mit seinen.

Als er endlich schlief und mit tiefen gleichmäßigen Atemzügen neben mir lag, wand ich meine Arme und Beine langsam aus seinen, zog mich auf der Bettkante sitzend an und drehte mich noch einmal zu ihm um. Wie ein Kind lag er da, die Hände unter der Wange verschränkt.

Im Schlaf hatte sein Gesicht etwas Weiches, so etwas unendlich Liebes. Aber ich widerstand dem Bedürfnis, es noch einmal zu berühren, noch einmal seinen Geruch einzuatmen und stand auf. Im Flur zögerte ich dann doch kurz, sollte ich nicht einen Zettel, eine Erklärung da lassen? Wie oft erlebte man so etwas, so eine Nähe, so eine zwanglose Verbundenheit?

Aber ich ließ es bleiben. Wie sollte man auf so einer peinlichen und dummen Lüge etwas Gutes, überhaupt irgendetwas aufbauen? So ging es nicht, so könnte es niemals funktionieren. Mit meiner Tasche in der einen und Jacke und Schal in der anderen Hand, schlich ich aus der kalten, stillen Wohnung.
Mehrere Stufen auf einmal nehmend hastete ich das Treppenhaus herunter und kurz darauf stand ich wieder auf der Straße, in der kühlen Hamburger Nacht. Wie zu erwarten gewesen war, hatte Nora mehrmals versucht mich anzurufen und Nachrichten geschrieben. Es war kurz nach Mitternacht, als ich sie endlich anrief. „Tut mir leid!", sagte ich mit dieser Kleinmädchenstimme, die ich immer für solche Fälle bereithielt. „Ich erklär dir alles später, ich komm jetzt", flüsterte ich ins Handy. Ich würde zu Fuß gehen können, es waren nur ein paar Minuten. Er wohnte tatsächlich nur einige Straßen von Nora entfernt.

Ich fühlte mich ganz komisch, ganz fremd, als ich langsam einen Schritt vor den anderen setzend, die Karolinenstraße hinunterging. Diese Aktion eben mit dem fremden Mann, ihm diese Geschichte von meinem angeblichen toten Vater zu erzählen, was war in mich gefahren? Wieso konnte ich plötzlich so derart unverfroren lügen? Ewig hatte ich nicht mehr an diesen Tag im August gedacht, als mein Vater nicht mehr nach Hause gekommen war. Es war schrecklich heiß gewesen und ich erinnerte mich, wie meine Mutter und ich den ganzen Tag in der Stadt gewesen waren auf der Suche

nach neuen Anziehsachen für mich. Irgendwann hatte sie eingewilligt, mir das rosa Leinenkleid und die glänzende anthrazitfarbene Strumpfhose zu kaufen.

Zum Abendbrot war mein Vater nicht zu Hause gewesen und auch, als meine Mutter mich zu Bett brachte, war er noch nicht zurück. Durch die offene Tür meines Kinderzimmers hatte ich meine Mutter unten im Wohnzimmer mit meiner Schwester sprechen, sie später telefonieren hören. Ihre Stimmen waren immer schriller geworden. Mit klopfendem Herzen und aufgerissenen Augen hatte ich auf die Geräusche gehorcht und gehofft, dass alles wieder gut wird, was auch immer es war. Doch er kam nicht wieder, weder in dieser Nacht noch zum Frühstück am nächsten Morgen, noch in den Monaten und Jahren, die darauf folgten.

Schon Wochen vorher hatte das Haus unter einer unerträglichen Spannung gestanden, hatten sich meine Eltern abgewechselt zwischen Schreien und eisigem Schweigen. Auch wir Kinder wurden in diese Streitigkeiten mit reingezogen. Nora immer auf der Seite meines Vaters, ich immer gegen ihn. Ich war ein kleiner, verlässlicher Soldat in der Armee meiner Mutter gewesen. Worum es bei alledem eigentlich ging – ich hatte es nie wirklich begriffen. Wie viele Male hatte ich mir gewünscht, mein Vater sei tot, nicht mehr da, würde Mama, ja uns alle drei endlich in Ruhe lassen, mit seiner dumpfen Stimmung, seinem Grummeln, seinem ernsten Gesicht? Das war meine kindliche Meinung gewesen, grausam und naiv. Doch als er dann wirklich ging, war es wie ein plötzlicher Schnitt durch meine Kindheit hindurch. Denn auf das, was dann kam, war ich nicht vorbereitet gewesen.

Wie benommen bog ich nun einmal nach rechts, einmal nach links, klingelte bei dem gelben schmalen Haus neben dem Falafelladen. So vertraut war hier alles, wie viele Male hatte ich hier gestanden, im Regen, im Schnee, in der Kälte und auf meine große Schwester gewartet? Nach einiger Zeit ging der Summer und ich schleppte mich das enge schmale Treppenhaus zu ihrer Wohnung hinauf. Da stand sie, Nora, in Bademantel und mit ausgetretenen Hausschuhen an den Füßen.

„Sorry....!“, wollte ich gerade zu weitschweifigen Erklärungen und Entschuldigungen ansetzen, doch sie legte sich nur ihren Finger auf den Mund: „Nicht so laut. Marius schläft schon“. Sie umarmte mich und nahm mir die Tasche aus der Hand. „Du kannst dieses

Mal hier im Arbeitszimmer schlafen." Ich ging ihr hinterher durch den schmalen Flur der halbdunklen Wohnung. „Lass uns morgen reden, ja? Ich bin hundemüde, aber ich muss morgen erst später arbeiten, ich wecke dich um 9 Uhr, okay?" Sie blickte mich an mit diesem weichen, liebevollen Blick und strich mir über die Wange „Schön, dass du da bist, Lotti. Schlaf gut." Sie verschwand im Schlafzimmer und ich stand alleine im Flur. Am Ende des Ganges hing ein riesiger Spiegel, in dem ich mich nun sah, unverhofft, das war also ich. Lotta Winter. Noch immer trug ich den Namen meines Vaters.
„Lotta, meine Tochter", hatte er in seiner E-Mail geschrieben. Die Nachricht war kurz gewesen, keine schwulstigen Entschuldigungen für die verpassten Jahre, nur, dass er mir einiges erklären wolle, mich gerne sehen würde, in Hamburg, wenn möglich, wo er nun wohne.

Ich ging zurück, stellte mich vor den riesigen Spiegel und starrte mich an. Ein grader Pony, lange dunkle Haare, ein kleines, ernstes Gesicht. Ja, ich sah ihm ähnlich, dem Vater. Die gleiche schmale Stirn, die gleichen Augen mit den schweren Lidern, vielleicht sogar die gleiche Nase? Und natürlich diese Falte zwischen den Augenbrauen, die mich immer etwas melancholisch, etwas ernst erscheinen ließ.

Ich betastete mein Gesicht. Erstaunt. Wie konnte es sein, dass diese Haut, dieser Mund, noch eben so andere Dinge getan, gesehen, geschmeckt hatten?
Vielleicht musste es so sein, genauso, eben noch wilder Sex und morgen erstmals wieder Papas Tochter sein.
Ich stand vor dem Spiegel und flüsterte „Papa" und noch mal „Papa", so leise, dass es niemand würde hören können. Wie fühlte es sich an, das Papa-Wort? Ich hatte es vom Tag seines Weggangs bis jetzt nie wieder benutzt. Es hatte sich falsch angefühlt. Sperrig und so, als müsste ich daran ersticken, wenn ich es aussprechen würde. Er war für mich ab da nur noch Johann, der Vater gewesen.
Aber jetzt also: Papa. Papa treffen. Papa sehen. Papa alles vorwerfen, ihm die Schuld für mein verkorkstes Leben geben können. Doch was, wenn er mich nicht verstehen, mich nicht sehen würde, wie ich bin?
Mit diesen Gedanken legte ich mich schließlich, ohne meine Zähne zu putzen, ohne mein Gesicht zu waschen auf die Matratze, die mir Nora bezogen hatte. Die Hände auf meinen unruhigen Bauch gepresst. „Schhhhh, schhhh, es wird alles gut.", versuchte ich mich

selbst zu beruhigen, bis irgendwann die Erinnerungen der letzten Stunden über mir zusammenschwappten und ich endlich, endlich einschlief.
Vom Herzklopfen wachte ich auf und zitterte sofort unter der viel zu dünnen Sommerdecke.
„Mein Lottamädchen", hatte mein Vater zu mir gesagt. Ich hatte auf seinen Schultern gesessen, in einem weißem Strickkleid und einem Kranz aus Gänseblümchen in den Haaren. Seine Arme hatten mich gehalten. Seine braungebrannten Arme, die durch die Rennradtrikots diese scharfe weiße Linie unterhalb der Ärmelkante hatten. Auf diese Arme hatte ich gestarrt und fand sie merkwürdig schön. Doch plötzlich hatten die Blumen angefangen zu brennen und mein Vater, der plötzlich meine Mutter war, hatte geweint, die Hand vor den Mund gepresst.

Ich setzte mich im Bett auf. Eine altbekannte Traurigkeit, ein Sehnen nach Vergangenem breitete sich in meinem Körper aus. Ich drückte meine Hand gegen den Hals, weil von dort das Pochen kam und legte die andere Hand auf mein Herz, weil dort der Schmerz war, aber es brachte nichts.
Nur langsam nahm ich die Umrisse des fremden Zimmers wahr, Marius' Schreibtisch, Noras Lampe. Die Bilder und Worte lösten sich auf, Stück für Stück, nur ich blieb zurück, in das Dunkel starrend, bis ich endlich begriff: Ein Traum.

des körpers und geistes einer radikalen südländerin

jô osbórnia

I. präludium des mondes

Herr, es ist Zeit. Der Sommer war sehr groß.
Leg deinen Schatten auf die Sonnenuhren,
und auf den Fluren lass die Winde los.
Herbsttag, Rainer Maria Rilke

herr: es ist zeit. ihre flucht ist ihre transition und sie fängt jetzt an. nun
haben sie ihnen ein neues land ausgewählt.

aus der weite der wellen, wo der ozean sich beklagt
da sind sie, verschwundener anonym
atemlos gelandet in der fremde einer
stadt in der fremde einer
sprache

dahinter in der flut ertrinken ihre wunden
dieser aufkommende vers
der ferne
weiß ihr beladener körper weder zu erfassen noch zu
lesen nur der mond
ach der mond
der auch hier bang scheint

spricht sie an stundenlang hören sie die versilberten gesänge der neuen
vokale ihre rheime ihren schein
mond perle der nacht
zu ihr beten sie der kadenz nach um die gezeiten der distanz
o
mond!
heilig sei dieses unmittelbare überleben, aber diese
gegenwart tut immer noch so
weh!..
still und schweigend blieb er im himmel. da unter der unruhigsten woge
der gewässer
blenden namenlose straßen nüchterne ecken – – ihrer zaghaften stimme
hören

sogar unbekannte zu, denen sie bekennen:

ich bin eine waise der sprachen, erkennt mich!
was ich hier sage hatte mir zugunsten der mond zugestanden
du fremder, in seinem zentrum habe ich salz
besehen und daher bringe ich diesen akzent mit:
den rest der
verdampften wörter:
das übliche übrige -
salz, ja, glaub' mir, der mond brachte mir salz bei einer frischen existenz
vor dem rollen des mondes
die entfremdeten schmerzen des salzes in die wunde die sich
wandeln sich rollen
des mondes
perle
der nacht

II. kafkaeske situationen der metropole

Schwarze Milch der Frühe wir trinken dich nachts
wir trinken dich mittags der Tod ist ein Meister aus Deutschland
wir trinken dich abends und morgens wir trinken und trinken
Todesfuge, Paul Celan

herr: es ist zeit. ihre flucht ist ihre transition und sie fängt jetzt an.
nun haben sie ihnen die identität des migranten ausgewählt.

das leben in der metropole bietet ihnen zwar die rückzahlung einer
historischen schuld an
hier bekommen sie das fehlende der kolonie erstattet:
arbeiten und protestantisch sparen, das darf hier fast jeder
hier erfahren sie nicht unbedingt diese schmerzvolle gewalt einer
um geld gespaltenen gesellschaft
hier sammeln sich alle summen der ausbeutung, hier
landet das geld
aller genozide

die ihre haut
so gut kennt
oder ganz einfach: die endlich mal doppelsinnigkeit der schuld gibt es hier
in dieser territorialen sprache!
aber die rechnung der herr? herr: hier steht, wir haben es hier abbezahlt, herr, wollen sie die rechnung haben?

kafkaeske situation 1:

ach, zum studieren, schön, und wie lange bleiben sie hier in deutschland?

kafkaeske situation 2:

sommer, 35 grad. alle sind nackt und der teufelsee ist voll.
ein deutscher herr kommt aus dem wasser. er ist unser naheliegender
nachbar auf den wiesen
verärgert fragt er uns: könnt ihr euch woanders hinsetzen
ich war zuerst hier
oder habt ihr meine decke nicht gesehen?

kafkaeske situation 5:

frau schneider, dozentin der germanistik der HU, sagt:
ja, deutsche literatur ist ja nur was für muttersprachler!

kafkaeske situation 88:

sagen sie mir, bitte, warum sprechen sie mich so an?
was habe ich ihnen eigentlich getan?
woher dieser hass jetzt, auf einmal?
dieser versnobte blick?
sagen sie mir, bitte, sind sie AfD-wählerin?
ja, sie haben mich richtig verstanden, wählen sie für die AfD?
ihr fehlen an menschlichkeit passt ganz gut zu ihrer agenda,
wissen sie das?
ja, lachen sie mich an, aber sagen sie mir bitte:

wer war eigentlich ihre familie im III. reich?

wie bitte? sachlich bleiben? aber wieso, das ist doch die einzige tatsache:

es gibt noch so viele gehorsame nazis unter euch!

III. spiegel, geschenk des mondes

Herr, lass mich werden, der ich bin
In jedem Augenblick.
Und gib, dass ich von Anbeginn
Mich schick in mein Geschick
Kurzes Gebet, Mascha Kaléko

herr: es ist zeit. ihre flucht ist ihre transition und sie… ich bin kein herr!

meine transition fing schon an, als mir der mond einen spiegel geschenkt
hat er lag um die ecke, brandneu
vor ihm stand ich in meinem zimmer
und stundenlang habe ich einfach auf die reflexion dessen gestarrt
was darüber passiert:
ein herr brach auseinander der herr zerfallender herr
hat sich mehrmals vor mir umgebracht:
wortlos gestürzt von so
vielen
hohen
türmen
herunter bis in die nichtigkeit des rufes des herren zerfallen
es blieb
dieser überlebende körper
nacktes wort
das nur nach einem neuen namen suchte
die leere substanz zu befreien eines bezeichnenden
und es rief
jô erneut rief es

jô
es rief

jô jô jô

[FORTSETZUNG FOLGT]

IV

TextTransit

ANFANG EINER SCHNEELANDSCHAFT. VERSCHWOMMENES UFER MIT ASTRONAUTEN

Lilith Tiefenbacher

X steht mit einer Puppe in der Hand auf einem weißen Feld. Es schneit. Dazwischen: Ein paar stocksteife Birken, grazil wie eh und je, in den Schnee gerammt. Zum Umfallen schön…

Alors, tu vas vraiment faire ça? Ich erzähl es ein Mal. Ein Mal, weil es wert ist, erzählt zu werden, aber das war's dann. Abgemacht? Mir liegt dran, ja, ich möchte, dass Sie sich das anhören, dass Sie mir bis zum Schluss zuhören, aber es kommt eigentlich nicht drauf an, wie Sie das Ganze am Ende finden.

X setzt sich auf den Rand der Bühne neben die Puppe, lässt die Beine baumeln, sucht mit zusammengekniffenen Augen den Himmel ab.

Mein Name ist nicht Lolita. Ich nenne mich bloß der Einfachheit halber hier so. Ich spreche durchs Gestöber und immer wieder schluck ich Schnee. Diese Geschichte beginnt noch mit der Verdauung von etwas, einem Kieselstein oder einem Granit, in jedem Fall etwas, das so schweigsam ist, dass es einem den Atem nimmt, so schweigsam, dass derjenige, der es mit sich herumträgt, manchmal davon träumt, schwerelos zu werden. Ich kann Ihnen nur das er-zählen, was ich Ihnen erzählen kann. Aber ich will mich um Vollständigkeit bemühen. Es so erzählen, wie ich es erzählt hätte, hätte man mich gelassen. Denn ich habe, was das betrifft, alles gegeben, ja, fragen Sie ruhig meinen Papa. Ja, ja. Werde ihn so nennen. Hab ihn auch früher so genannt. Ich nenne ihn so und ich nenne mich so, wir sind Papa Humbert und die kleine Lolita. Nur, dass ich nicht mehr klein bin und dass ich sprechen kann. So, wie Papa sprechen konnte: schön schick, ein Wort nach dem anderen, wie gedruckt. Ich hingegen, ha, ich hatte damals nur Schabernack im Kopf. Und einen Pony über der Stirn, ich weiß nicht, ob er das auch erwähnt hat. Hab ich mir selbst geschnitten, mit einer rostigen Schere von Mama auf einem Schemel im Bad, sie hat mir eine Ohrfeige verpasst, als sie es sah, zwei Tage, bevor er bei uns ankam, mit Sack und Pack und seinem filzigen Herzen. Und nun? Ich bin, voilà: Berichterstatterin, direkt aus dem filzigen Zentrum eines Verbrechens. Mein Vater hat seine Motive und Regungen ja bereits in

aller Ausführlichkeit dargelegt. Hat sich zwar mächtig im Kreis gedreht, wenn Sie mich fragen, hat, verzeihen Sie mir den Ausdruck, seinen eigenen Schwanz gejagt. Wie panische Hunde das eben so machen. Kann man verstehen, in seiner Situation. Aber denken Sie nur… wenn ich damals schon hätte schreiben können! *(Hält inne.)* Er saß mir, wie Sie ja wissen, die ganze Zeit im Nacken. Sie kennen also jedes Haar an mir. Sie kennen mich, den Nacken, meine ich, den kennen Sie durch seine Linse. *(Zündet sich eine Zigarette an.)* Muss mich Ihnen also nicht noch ein zweites Mal buchstabieren. In tausend Buchstaben gefesselt, unter zwei, drei, vier, ach, was weiß ich, wie vielen weißen Himmeln eingesperrt und immer wieder unter die Lupe gezerrt, so, wie ich bin, kann ich nun sprechen. Aber erschrecken Sie nicht! Ein Fleckchen Gänsehaut, das Surren einer Fliege unter der eigenen Hand, sei sie geliebt, gehasst… das ist das Eine. Du warst an der Schwelle zum Blausein und ich war an der Schwelle zum Frausein… mag sein, aber Lolita gibt es nicht. Es gab sie nie. Du und dein Kopf, Papa, ihr habt das Püppchen ausgeheckt. Ich war die ganze Zeit versteckt. Im Schnee. Da lieg ich immer noch. Und schreibe. Mit jedem Wort zerrinnt unter den Fingern mir das Weiß. Siehst du? Wie es verschwindet? Ich schreibe: L, ein O, ein L, ein I, ein T, ein A… und deine L-O-L-I-T-A verschwindet. Das soll Ihnen niemand mehr vorenthalten: In Haut und Haar eines Verstecks zu hausen, die Grube eines Wolfswelpen zu sein, der wächst, in den der Jäger sein Gewehr reinstreckt, das nämlich… ist das andere. Nicht Zahn um Zahn, das mein ich nicht. Ich meine… Aus dieser Haut nicht mehr hinaus… Häuten unmöglich. Nicht mal den Flaum, die Spur des Wolfs im Nacken wirst du los. Die Zähne spitz und gierig, zu beiden Seiten, halten fest, den kleinen offenen Hals, der gestern, heute, morgen… und immer noch ihr eigener ist. In einem fremden Rhythmus, aus einem anderen Interesse. Das nicht das deine ist, das will. Der Mund verstopft vor Angst. Adieu, sagt man, Adieu. Und will es doch nicht ganz. Ich bin kein Lamm, sagt man. Es ist zu spät, na dann. Nein, nicht. Es regt sich noch ein Widerstand. Merkt man und wählt das Spiel. Das Spiel, Sie kennen es, es heißt, gemäß Gesetzeskraft, Verführung. Denn: Ja, bekenne ich, von dir Benannte, die ich war, habe verführt. Nach allen Regeln einer Kunst, die gar nicht meine war. Ich habe sie geklaut, aus deinem Blick geraubt, der ließ mich hoffen. Er hat es Ihnen längst erzählt. In jenem anderen Haus auf einem Hügelkamm, in einem matt beleuchteten Hotel, zu düster war's an jenem Morgen, klamm. Vom Tau erhellt glänzte ums Haus herum die amerikanische Prärie. Die Augen auf, ganz kurz, und dann… ich hab's getan. Hab mich an seinen warmen Bauch, der kurz wie eine Rettung roch, mit einer

Bitte angeschmiegt. Nicht Freiheit, nein, die kannte ich noch nicht, nur einen Ausweg habe ich gesucht. Wenn schon nicht Mensch, dann lieber Äffchen sein als tot. Und er vergaß, in seiner ganzen Kunst vergaß er, auch nur ein einziges Mal, mit einem einzigen Wort zu sagen, ja: *weshalb* ich's tat. Doch etwa nicht, weil ich bloß neugierig auf seine Augen war, auf seine Überraschung? Am Ende etwa doch verliebt? Wie Udo schrieb, nein, danke. Weil ich vielleicht doch etwas dumm, etwas naiv, ein eitles, argloses Mädchen war? Mag sein. Doch das, das reichte nicht. Ich wusste nicht… ich wollte noch nicht wissen. Ich wollte etwas anderes, nicht Lamm, nicht Wolf, das nicht, Papa. Was dann, Lolita, ja, was wolltest du? Aber zu früh. Ich fang von vorne an, diesmal beginne ich, beginne irgendwo, beginne. *(Lichtwechsel.)*

Mit meinem Namen, warum nicht! Weil das die Sprache ist, der Klang, in dem er mich gefangen nahm, in ruhmesreicher Fantasie. Lolita hier, Lolita da, Lolita, wo sie niemals war, in Skandinavien, Mexiko City, ja – Humbert hat mich gut versteckt, am Ende hab ich Blut geleckt und ging ihm hinterher, dem Humbert'schen Prinzip. Lolita, Mussolini, Hitler, Lolita mochte lieber Ritter, den Trump, den Erdogan, den Vater, dich… der eine Treppe runterkippt und noch im Fall etwas verspricht und – auf der Stelle tot ist. Doch immer einer, der ihn noch ersetzt, mein Giftzwerg, Lo, du süßer runder Clown mit krummen Zähnen, entzückend, diese Lücke, darf ich die Zunge nur einmal, ach, komm schon, L-O-L-I-T-A, nein, STOPP! Ich heiße nicht Lolita. Mein Name ist ein anderer und nenn mich auch gefälligst so. Gezeter. Rotzschlange, du. Doch nur nicht Engelchen. Mein Schatz. Ich hab mir meinen eigenen Namen ausgedacht. Hab ihn mir im Versteck verpasst, ich komme raus, und weißt du was? Verrate dir nicht mehr, wie ich in Wahrheit heiße, selbst ausgedacht, selber gemacht, willste, willste, willste wohl, haste aber nicht, hab ich, und ich, meinst du, bin deine Göre, du kannst mich mal, das ist meine Fiktion. DIE FIKTION IST NÄMLICH AUCH EIN SCHUTZ. So. Und jetzt lass uns mal Klartext sprechen. Ich steh hier im Schnee. Versuche, zu sprechen. Keine Verbitterung, Veränderung, das wohl. Ich denk mir etwas Neues aus, weiß noch nicht, was, bin immer noch ein bisschen blass, posttraumatisches Belastungssyndrom, *(setzt sich Kopfhörer auf)* Herzrasen-Horrorschichten, all der Geschichten, all der Lolitas in all den Karriereklapsen, unter den Augenlidern die Kapseln all der Serotonine, die sie am Leben halten lassen, damit sie – SOS nicht mehr ausrasten *(setzt die Kopfhörer ab, senkt nachdenklich den Kopf).* Sie kennen das.

EIN BRIEF AUS BUENOS AIRES

Christina Focken

Liebe Anne,

ich weiß gar nicht, ob du diesen Brief je erhalten wirst; ob er den langen Weg von Buenos Aires nach Hamburg schafft. Die argentinische Post ist nicht gerade für ihre Zuverlässigkeit bekannt. Und wenn er tatsächlich irgendwann einmal in deinem Briefkasten liegen sollte, weiß ich nicht, ob du ihn überhaupt öffnen wirst. Wenn du das hier liest, dann hast du ihn geöffnet, obwohl der Absender auf dem Umschlag wahrscheinlich blanke Wut in dir ausgelöst hat. Oder Trauer? Oder gar Hass? Es tut mir wahnsinnig leid, all diese Gefühle noch einmal in dir hervorzuholen. Aber ich kann nicht mehr jeden Morgen in den Spiegel sehen und mich selbst dafür hassen, dass ich nicht wenigstens versucht habe, mich dir zu erklären.

Bitte entschuldige, dass ich hierfür ganz von vorn anfangen muss. Du weißt, dass ich mich in Deutschland nie wirklich zu Hause gefühlt habe. Ich erinnere mich, als meine Großmutter einmal aus La Plata zu uns nach Hamburg kam, da sagte sie zu meiner Mutter: „Ich weiß nicht, wie ihr es hier aushaltet, Kind. Es ist so still wie auf einem Friedhof. In Deutschland fühle ich mich, als ob ich schon längst tot wäre." Wie recht sie hatte.

Als ich mit 18 wieder nach Argentinien kam, nachdem wir dieses Land ja kurz nach meiner Geburt verlassen hatten, fühlte ich mich zum ersten Mal in meinem Leben wirklich lebendig. Es war, als hätte Deutschland einen dicken Schal um meinen Hals gelegt, der sich im Laufe meiner Jugend immer weiter zugezogen hatte. Dieses latente Gefühl des Erstickens… Als ich argentinischen Boden betrat, war es verschwunden. Und dieses Gefühl, das Gefühl, endlich lebendig zu sein, so schwor ich mir, würde ich um nichts auf der Welt wieder verlieren.

Ich weiß, du hältst mich für verrückt. „Wie kannst du Deutschland bloß nicht vermissen?", hast du mich gefragt, damals in dieser stickigen Bar, in der ich dich und deine Kollegin kennenlernte. Ich muss gestehen, zuerst bist du mir nicht sonderlich aufgefallen.

Ich sprach euch eher aus Gewohnheit an. So unwohl ich mich in Deutschland fühlte, so sehr liebe ich die deutsche Sprache und nutze jede Gelegenheit, sie zu sprechen.

Im Laufe der Jahre habe ich erstaunlich viele Menschen in Buenos Aires Deutsch sprechen hören. Wenn ich sie dann fragte, woher sie kamen oder was sie in Argentinien machten, rea-gierten sie fast alle auf dieselbe Art und Weise. Erst der Moment des Schocks, vor allem bei denen, die nicht hier leben. In Deutschland bedeutet eine Ansprache von Fremden erst mal etwas Negatives. Der will mir jetzt was verkaufen, der will mich was fragen, der will mir womöglich was klauen? Wie absurd, eigentlich. In all den Jahren in Deutschland ist mir noch nie was geklaut worden. In meiner zweiten Woche hier in Buenos Aires, ich lief gerade durch Palermo, auf dem Weg nach Hause nach einer langen Nacht und gefühlten fünfzehn Fernet Cola, kam in der Dunkelheit ein Kerl auf mich zu und hielt mir ein Messer an den Hals. Das war bei Weitem nicht das letzte Mal, dass ich mir eine neue Brieftasche und ein neues Telefon besorgen musste.

Beklaut zu werden gehört zum Leben in Buenos Aires wie Fernet Cola. Und trotzdem zucken wir nicht zusammen, wenn uns jemand anquatscht. Wenn sich in der Bahn jemand neben uns setzt, obwohl alle Plätze noch frei sind, und uns fragt, was wir von den Kirchners halten. Wenn uns im Eisladen ein alter Herr anquatscht und über seinen Hund reden will. Nicht so die Deutschen. Vor allem nicht die Touristen, die ihr Geld in hautfarbenen Brustbeuteln um den Hals tragen, ihr Telefon fest umklammert. Aber dann, eine Millisekunde später, geht ihnen auf, dass ich Deutsch spreche. Ihre Augen leuchten, ihr verkrampfter Körper löst sich ein bisschen. Und auf einmal kommt dir ein Schwall von deutschen Worten entgegen. Deutsche sind nicht so reserviert, wie alle sagen. Wenn sie im Meer der Fremde vor sich hin strampeln und du ihnen ein Tau der Vertrautheit zuwirfst, sind sie gesprächiger als meine verrückte Oma aus La Plata. Zumindest für einen Moment.

Alle waren sie so. Bis ich dich traf. Während deine Kollegin eifrig drauf los quatschte, warum ich denn Deutsch spräche, ach ja, in Deutschland aufgewachsen, wie schön, wo denn, starrtest du uns gelangweilt an, antwortetest ein-, höchstens zweisilbig, wenn dich deine Kollegin etwas fragte: „Ja, wir sind für ein Projekt hier. Uns gefällt es eigentlich ganz gut, nicht Anne?“ – „Ja, ja.“ Es überraschte mich daher umso mehr, als deine Kollegin sich zum Gehen auf-

machte und du sagtest: „Ich bleib noch auf einen Drink, Martina." Auch sie schien verdutzt, zuckte dann leicht mit den Schultern und verabschiedete sich mit den unbeholfenen Wangenküssen, wie ich sie von all den Ausländern kenne, die nicht damit aufgewachsen sind, Fremden jemals so nahe zu kommen. „Tschüssi, bis Montag, Anne!", sagte sie und quetschte sich durch die Menge nach draußen. Für Buenos Aires war es noch früh, für die erste Deutsche endete der Abend bereits.

Wir gingen zur Bar und bestellten noch zwei Fernet Cola. Du nahmst einen Schluck und sagtest deinen ersten vollständigen Satz zu mir: „Eigentlich schmeckt mir das Zeug überhaupt nicht." Ich verschluckte mich fast und prustete: „Warum trinkst du es dann? Du hast es doch bestellt." Zum ersten Mal sah ich dich lächeln. Es war ein kleines Lächeln, ein verschämtes Lächeln, aber es ließ dein Gesicht erstrahlen. Deine Züge, die ich vorher als hart und unharmonisch wahrgenommen hatte, wurden weich und zart. Deine vormals trüben Augen blitzen mich an und du sagtest: „Ich weiß nicht. Ich dachte, das gehört dazu. Ich dachte, wenn ich mich erst mal an den Geschmack von Fernet Cola gewöhne, dann gewöhne ich mich auch an Buenos Aires. Dann stört mich der Lärm nicht mehr, und die Staus in der Stadt. Dann gewöhne ich mich an die stickige Luft in der Subte, wenn ich nach der Arbeit nach Hause fahre, den Atem eines Fremden in meinem Nacken, während ich meine Tasche umklammere und den Schweiß des Bauarbeiters neben mir einatme. Aber, ganz ehrlich, ich habe in Deutschland einmal Fernet Branca getrunken. Mit 17 auf der Kegelbahn, als mein Opa alle neune getroffen hat." Deine Stimme wurde lauter. „Das ist nämlich ein Schnaps für Opas! Und es hat mir schon damals nicht geschmeckt. Warum soll es mir jetzt schmecken?" Du stelltest dein Glas angewidert auf den Tresen. Ich begann zu lachen. Und dann lachtest du auch. Und in dem Moment, Anne, habe ich mich in dich verliebt.

Erinnerst du dich an diesen ersten warmen Tag im Park? Wir sind stundenlang spazieren gegangen, bis wir zu dem kleinen Markt kamen. Ich habe dir den Ring mit dem schwarzen Stein gekauft, der sich spiralförmig um deinen Finger schlang. Er war nicht teuer, aber dein Lächeln, als wir den Stand verließen, war unbezahlbar. Vielleicht hast du ihn noch. In meiner kleinen Wohnung in San Telmo hast du jedes Mal über den Gasherd geflucht. „Das Scheißteil geht einfach nicht an. Wie hältst du es hier bloß aus, Santiago?" Wie hältst du es hier bloß aus? Das sagtest du oft. Wenn wir eine

gefühlte Ewigkeit auf den Bus warteten, bis eine kleine, patente Dame uns darauf aufmerksam machte, dass die Haltestelle hier doch gar nicht mehr existiere. Oder der Bus hier nur freitags hielte. Oder nur, wenn kein Markttag sei. Als aus dem Haus gegenüber noch um 4:00 Uhr noch Gebrüll drang und du mich nun anbrülltest, dass du um 8:00 Uhr einen wichtigen Vortrag halten müsstest. Wie hältst du es hier bloß aus?

Buenos Aires und ich, erklärte ich dir dann, das ist wie eine dieser jahrzehntelangen Ehen. Der Mann schnarcht, er trinkt und lässt seine dreckige Wäsche überall liegen und die Ehefrau meckert ein bisschen, schmeißt die Socken genervt in den Wäschekorb und lächelt doch nachts, tastet auf die andere Seite des Bettes und fühlt voller Liebe, wie sich sein Brustkorb langsam auf und ab bewegt, wenn sie mal wieder nicht schlafen kann. Ich liebe diese Stadt. Ich liebe sie seit meine Oma auf der Bettkante in meinem Kinderzimmer in unserer kleinen Hamburger Wohnung saß und mir von den Buchläden auf der Avenida Corrientes erzählte, von den farbefrohen Bussen, deren Innenraum die Fahrer mit allerlei Troddeln und Quasten dekorieren, von den *Milongas*. Ich sehnte mich nach ihr, bevor ich sie kannte, weil sie in meiner Familie immer ein Ort der Sehnsucht war.

„Deine Stadt ist also deine Ehefrau?", hast du mich dann gefragt und gelacht.

„Irgendwie schon", sagte ich. „Aber es ist nicht so, dass da nicht noch ganz viel Liebe für dich übrig wäre." Ich küsste dich.

„Und wenn du dich entscheiden müsstest?"

Ich sah dich an.

„Lass uns zusammen nach Deutschland ziehen", sagtest du. Die Leichtigkeit dieses Moments.

„Niemals", antwortete ich dir.

„Ich verspreche dir, es wird ganz anders sein als damals", sagtest du und nahmst meine Hand.

Ich schüttelte den Kopf. „Deutschland ist immer noch Deutschland."

Du standst auf und sahst einige Sekunden aus dem Fenster nach draußen auf die Stadt. Dann drehtest du dich um und sagtest: „Du weißt, das Argentinien keine Zukunft hat. Das ist doch kein Leben hier."

„In guten wie in schlechten Zeiten, sagt man das nicht so in einer Ehe?", fragte ich.

„Jetzt mal ernsthaft, Santiago." Du setztest dich wieder neben mich. „Wir könnten uns zusammen etwas aufbauen. Ich will mit dir zusammen sein."

„Ich auch, Anne. Meinst du nicht, dass du dich in uns beide verlieben kannst?

Als du dann eines Abends in der Bar einen Fernet Cola bestelltest, war ich überrascht. Du lächeltest. „Ich dachte, ich versuche es einfach noch mal." Ich beobachtete, wie du den ersten Schluck nahmst. Du nicktest, erst langsam, dann schneller. Mein Herz klopfte. Ich grinste dich an, legte meine Hand auf deine Schulter. Doch dann fingst du lauthals an zu lachen. „Genauso schlimm wie vorher!", sagtest du. Für einen Moment erstarrten meine Gesichtsmuskeln. Aber dann lachte ich mit dir.

Zwei Wochen später kamst du mit diesem Ding. Ich war einfach geschockt, weißt du? Ich habe viel darüber nachgedacht, ob es unfair von mir gewesen ist, gleich so wütend zu werden. Du hattest mir gesagt, dass du die Pille nimmst und ich habe dir einfach vertraut. Ob es ein Unfall war, das weißt nur du. Ich habe es damals nicht für möglich gehalten. Aber mir war sofort klar, was dies bedeuten würde. Es wäre wohl erwachsener gewesen, darüber zu reden. Aber ich, ein Mann von 34 Jahren, war auf einmal wieder das Kind, Anne. Das Kind, das immer ein bisschen komisch war, dass zwar so aussah wie alle anderen, aber von einer Aura des Andersseins umgeben war, welche jeder Deutsche schon von Weitem zu spüren schien.

Als ich meine Tasche nahm und aus der Wohnung stürmte, kam mir diese alte Nachbarin von der Wohnung gegenüber entgegen. Sie lächelte mich an, aber ich presste mich grußlos an ihr vorbei. Ich wollte nicht auf den Fahrstuhl warten, also stürzte ich die acht Stockwerke nach unten. Als ich auf der Straße stand, holte ich erst einmal Luft. Und dann rannte ich los. Ich rannte die gesamte

Avenida Belgrano entlang, ohne nur einmal stehen zu bleiben. Niemand drehte sich nach mir um. Wenn jemand in Buenos Aires rennen muss, dann rennt er eben. Und ich musste rennen. Ich musste fliehen vor diesem verdammten Deutschland, was mich nun noch einmal packen wollte, was mich wieder in meinen Platz drängen wollte, irgendwo auf der Schwelle zwischen Fremder und doch nicht so Fremder; was mich wieder zu jenem Jungen machen wollte, der so anders war, dessen Eltern immer zu spät kamen; dessen Mutter noch rauchte und zwar viel und nicht nur auf dem Balkon, sondern auch am Wohnzimmertisch über meine Deutsch-Hausaufgaben gebeugt, mit zusammengekniffenen Augen: „No entiendo nada, Santi."

Unserem Kind wird es in Deutschland gut gehen, da bin ich mir sicher. Weil es eine Mutter hat, die ihm bei den Deutsch-Hausaufgaben helfen kann. Die nicht raucht und nicht zu spät kommt, und nicht so eine merkwürdige Sprache spricht. Weil es ein ordentliches Butterbrot mit in die Schule bekommen wird Aber vor allem, weil seine Mutter ihm höchstwahrscheinlich nicht voller Liebe von dieser Stadt erzählen wird. Von der Stadt, die ihm seinen Vater genommen hat. Wenn es trotzdem einmal fragt… Du hast die Adresse von meiner Familie in La Plata. Sie werden wissen, wo ich zu finden bin.

Santiago

OFF THE SHORES

Kutluğ Kocabaş

He was assigned to stand in the water to recognize his surroundings, but the amount of time he stood there had lost its validity long ago. The riverbank he was standing overlooked the opposite shore which had a view of a mesmerizing abundance of green, painted in each leaf of thousand trees. The shore detached the blue sky from the teal water and has been his horizon since he had settled their side of the riverbank. Their space was a narrow bay, protected by trees and had a fallen tree in the middle of the water. Its trunk had been broken through; nevertheless, it had already grown small branches. A proof of nature's survival. Before they arrived, someone had built a deck, connecting the tree to the mainland. He had given it a thought, who would have built it and why? But he didn't remember his thoughts on the fallen tree. Nor had he interest in it.

He was amazed by the trees across the river. The leaves were dancing in the lullaby of the wind, glaring and transforming their tones by the reflection of the daylight. In the green, there was a glimpse of blue reflected from the river, for a pair of eyes to appreciate. But the tree with everwhite needles, he found the most astonishing. Being grown behind a path – he was assuming there must have been a path – secured its pale needles to stand alone and shine with all its glory, uniqueness and loneliness. He tried to catch a memory to convince himself that the tree had always been there since the beginning. But hearing his friend's oracular murmurs reminded him of a more recent memory, that his friend had left their journey to start his own.

Die Täuschung ist die Zeit. Die Vergangenheit ist schon vorbei, die Zukunft ist noch nicht da, die Gegenwart ist gerade verschwunden. Ich löse dieses Wissen los.

He lowered his head to see the reflection of his naked body on the water; the waves divided his body into pieces, and each piece was exceptional. The illusion gave him a sense of singularities among himself. Each, he thought, had its own rhythm, yet dancing with one another in coherence. The reflection had valuable lessons for

a pair of ears to listen to. All he heard was his friend's meaningless mutterings. He felt her presence, watching him behind the friend. He raised his head, caught a glimpse of the everwhite tree.

"Is it time?" he asked and immediately presumed that she ridiculed him. She was still sitting in the same stance; her left knee was against the ground, her buttocks rested on the left leg, and the right foot solidly gripped the earth. She was indeed in a peculiar posture, but she looked as stable as the plane trees around them. Her eyes were locked on him, trying not to miss even the subtlest movement of his slow approach towards her.

"The sun stands still; the river has forgotten to flow. But I still feel the waves on my knees. I feel the wind shivering my body lightly. Then it stops. It comes and goes; blows and settles back down. My numb consciousness prevents me to define, though I still feel both the stillness and the changes around me."

She kept gazing at his soul through his eyes – he acknowledged that she wouldn't ever answer –, and the only thing left to be done was to forget. He sat down across her with an empty mind. The wrinkles on her neck stretched out all the way down to her small breasts. In a matter of a moment, that he could recall no more, he enjoyed the patterns on her upper body. Her face was as young as a child's, unlike her body, and had a lively pale skin, black thick hair covering her forehead, ears and shaky shoulders. Her hazel eyes, drawn by blazing shades of green and brown, were watching him observing her.

"What do you *want* to do?", she inquired. He had to think first. His mind has become unhurried; even perhaps it had already become part of this nature without noticing. He could hardly access the left-over will in his mind and said: "I want to swim across the river and pick a white cone from the sole tree", trying to sound as determent as possible.

"Very well... Then, what does your friend mean to you?", she blindsided him. He looked behind him; he was lying on his belly and slowly digging the wet soil with his left hand while lying his head down on the other arm. His entire naked body was covered with mud, even his eyelids. By watching his friend, he pushed himself to evoke what he meant to him. His mind was blank, yet there was a constant pulse from his heart, demanding him to

remember something that had had a value. He listened to him, tried to make sense out of his murmurs and urged his heart to whisper him something.

"He continues to move", he said. After a moment of dilemma, he added: "like the wind; but his personhood is still, like the Sun stuck on the same position above." He turned his gaze back to her and concluded, "He let go of his self-awareness, and I must let him go."

A smile pervaded her face and gradually gathered in her pupils. The gates of her eyes were opened; she let him in, and he let everything out. To her hazel eyes, he presented everything he had once known.

"You're purified from your memories. No longer will you reason. A step to the state of nature, for that I salute you, in the absence of sapience."

Gegenüber, gegenseitig, gegen den Mud. Muss man töten was Gegen Selbstbewusstheit. Da ich weiß, dass ich mich umbringen muss. Gegen Gebühr oder gegen Aufpreis, dennoch geht alles durch den Mud.

She reached the seven barks from different trees under her right thigh and carefully arranged them between each other. He was familiar with some of these trees, but before he could finish his stream of thought, she commanded: "Do not attempt to reach memories; they're gone. Feel the barks and pick one." He obeyed, yet couldn't resist to ask himself whether she was in his mind? No, there was no one but himselves.

He observed the barks, a light brown, absolute wrinkly oak tree was the first in line. It exhausted his mind and he quickly moved on to the next ones. The pine, for the similar reason, did not attract him, but the spruce was appealing; it had spotted texture, and around the spots, the color was very light orange mixed with pale brown. But as he skimmed them through, the bright, egg-white birch caught his attention, and he couldn't take his eyes off of the birch. It was rather thinner than the rest and had a black eye on the side that created a simple, yet astonishing imageries in his mind. "This one," he said, and she asked him to flip it. Inside, the bark was smooth and whiter than its outer surface. In the middle of the

plaque, a crooked circle had been carved and painted black. He kept staring at the circle which gradually increased his headache. The memory of the black eye on the outside of the bark has been long gone.

"I can't follow; there is no path. The circle doesn't allow me", he said, wishing his headache would cease.

"Liberate the self from movements. They bring nothing but poisonous sequences", she preached, but her guidance was disrupted by his friend's muffled voices.

"Would he ask for the same if he could sit with us?", he asked after turning back and seeing him playing with the mud on his knee.

"He wouldn't remember, neither should you."

Here geldi but no. Should be no then, dann, danke ama für what?
İstemek is over und I conclude aus nedense heralle riiç within
here. Where Ben stehe the end'dir.

He was watching his friend embracing the earth: he took his hand out of the hole he had dug, raised his head and wiped his muddy face, yet his ears, gushing thick black beard had already

blossomed into soil. Their eyes caught one another's; a swampy smile followed; the second face imitated the smile. In the inadequacy of knowledge, they didn't know their intersected roots, but their late grown branches crossed. The muddy-being emitted his friend's body and soul; their presence propagated in one another. It grew branches of beeches, oaks, cypresses, willows and wings. A grand organism was born. Its limbs were dancing in the wind and quickly growing bulbs, sprouting and dying. The death was giving birth to new buds. Her body blended the organism; covered it around like a cell wall and slowly infiltrated and conjoined. She bestowed the color of her eyes to the organism; the hue diffused in the entire skin. Her wrinkles have turned into barks for protection, and her breath warmed the wind. It nourished from its surroundings and gave back its wastes to be renewed, to be fed once again. Every gift given returned as something they lacked. There was no absence or abundance, only balance in necessities.

In that moment, he grasped what it all meant. In a divine peace, he let it go. The next moment, it was forgotten. She saw the glimpse in his eyes. The path to emancipation was about to end, so would her role.

She held his hands and caught him off guard. "Are you ready to give up what is left over? That the only structure still lies within you?", she asked with a heartwarming, calm voice. "Nothing left to share or reflect... If there's nothing to express, there is no need for language."

Someone in him protested. It was the only line of defense left, and a battle was needed before the surrender. Eyes wide open, he scowled. She knew.

"It's just a mechanism that holds you back. Didn't you experience something bigger than you; didn't you embrace it and set free? Were you eager to tell me with words, or did you just let it go so that I could catch your, or even more precisely, our experience? Why hold on to all the rules, terms and strata of a language if you are in this path?"

"I give up my abilities to embody all these around us; no memory, no expectation, but even a duck in the river has to communicate", he said while the songs of ducks echoed from the river.

"Don't you *want* to silence the voices?"

He was shaken by the questions and immediately heard four unique voices in his head: one agreeing, second fiercely opposing, one from the deep-down whispering to touch her bare body, other cowardly worrying. He had to start talking or one of the voices gave a clue that they would multiply. With hesitation he asked: "Including my own?"

"Either all or none", she assured with a friendly but strict tone. "Language is a set of rules to be identified by many; so that the self can defend itself in the barbaric state of society. It comes with rules of grammar; all have to obey, who doesn't is judged, ridiculed, silent. You imagine your future with a tense, tell your past experiences with another, express your regrets and repents with something entirely different. And then there is vocabulary; combination of sounds that are attributed references so that a

common consciousness could be created. Are the words under grammar's tyranny sufficient enough? You try, so that your whole life is understood by others, even by yourself. Would anyone, even one of your voices, really understand you? No, the language exists for the sake of time. This sets of dictations is the bridge between the time passed and the time to come."

She turned her eyes away from his stares and pitifully observed his friend building a mud-castle. "Look at him; he spoke many languages, born with a mother tongue, learned several other sets of rules, translated his self into other variations, only to be understood. It's not easy to let it all go at once; you must break the chains, attach the pieces into one another until nothing makes sense."

He watched his friend with one voice screaming the terrifying condition, the other being eager to share the emancipation. His tongue was mute to the outer world.

"Now, it's time. Repeat after me", she demanded him.

"Say it out loud", she appealed to the reader.

Schech-la chissett u dole ah uu'le bel
Ölme dell-i ach özle bel de mi
Git schell'mi de-gitme chochle
Si söl ül-ach, kag schach ti'tül
Kil'i tüle tach, ne'dil dilki ay schachman
Olma aman zme ach'yar i hälveran
Lei mi del ach'tta gelme-di nochni

He had closed his minds before he opened his eyes. He discovered the surroundings like a newborn, yet he found nothing to cry about. His thighs were strong, his legs were muscular, unlike a newborn's, so that he could stand up and start exploring without a mother's protective instincts. His instincts led him without hesitations, intentions, presumptions, or predictions. He stood up, walked towards the river. The guy covered in mud was playing with water; washing his feet and pulling them right back to burry in the wet earth. On and on... He looked at the playful creature by the shore and slowly got into the river, knee-deep. The sun was above, standing still; the wind was whispering a melody to his ears. Had he a pair of ears to listen to its lullaby? The cold water trembled his

body; the cooling feeling sprawled from his feet and the warmth of sun roasted his bare chest. The two met in his stomach and diffused a sense of affinity. He lowered his head to see his feet on the mossy stones. There was no reflection, just the eternal tango of the wind and the water. He turned around and let his back go into the water. A stabbing of thousand knives to his body, a vulgar cold, quick adaptation and acceptance of the skin. He held his breath under water to witness the feeling. He took his head out, put his hair back and wiped his face with his wet hands. He looked at the shore, a fallen tree trying to be reborn while an unusual deck connecting it to the mainland.

He arrived in the middle of the river, the shore he had left stood still and alone. He was halfway through on the other side, but he recognized no difference among the shores. Both were covered by thousand shades of green, flourished by the speed of the wind and the reflections of the light. Ahead, he saw where the river and the sky met, a voyage in blues. In the middle, between shores and two ends of the river, he had no longer the will to choose, only the flow would destine. He had pair a of eyes to appreciate where he was standing.

DO I LOOK LIKE ANDY WARHOL

Laura Karoline Rogalski

Ich habe die Bücher sortiert, habe sie alle geordnet, habe die Theaterstücke neben die anderen gestellt und daneben die Lyrik. Ich habe die Bücher aus dem Regal genommen, sie wieder reingestellt, andersrum. Nur die Prosa blieb an ihrem Ort. Zusammengeschoben habe ich sie schon.

Ich habe all meine Bücher geordnet, ein gesamter Vormittag ging drauf. Ein Mal nur bin ich aufgestanden und habe Kaffee gebrüht, mir die rissige Haut verbrüht, die Kuppen verbrannt. Die Kanne, sie stand nicht nah genug am Rand.

Ich habe die Sachbücher geordnet, die Fachliteratur, habe die schwarzen neben die schwarzen gestellt und die bunten ans Ende. Ich habe alle auf dem Boden verteilt, Literaturverzeichnisse verglichen, für eine Zeit, doch ein Muster konnte ich nicht erkennen.

Ich habe die Bücher sortiert, klassifiziert, habe sie grob nach Autor und Ort und Datum geordnet, damit du später, wenn du vorbeikommst, denkst: Das ist eine, mit der man sicher gut über Strukturen sprechen kann.

Ich habe die Bücher sortiert, bin im Kopf ein paar Worte durchgegangen, habe sie hier und dort zwischen den Büchern versteckt, damit du, wenn du vorbeikommst, denkst: Das ist eine, die formuliert nicht, die redet nur vor sich hin.

Ich habe die Bücher geordnet, habe Vergilbtes in Klarsichtfolien verstaut, in die allerletzte Reihe rechts gesteckt. Ich habe die Bücher neben- und aufeinander aufs Sofa gelegt. Es blieben feine Abdrücke. Das Sofa habe ich entstaubt, nicht die Bücher, habe ein letztes Haar von der frischen Bettwäsche gezupft, habe es fachgerecht entsorgt, damit du nicht denkst, wenn du zufällig vorbeikommst: Das ist eine, die hat ein Problem mit Vergangenheiten.

Ich habe die Bücher sortiert, habe die gelesenen gelesen, die ungelesenen auf den Boden gestellt, an die Wand hinters Bett. Ich habe einen Kopf nach Jahren im Aufwachen auf meinem Kissen gespürt. Ein fehlender Körper, der Kopf war allein, doch geatmet hat er schon. Das ist der Stress, dieser sogenannte Stress, sagt die Mutter am Telefon.

Ich habe die Zigaretten gezählt, habe jede einzelne ganz ordentlich gedreht, auf den Tisch gelegt. Ich habe die Zigaretten gezählt,

mir mehrere in den Mund gesteckt, sie angesteckt, habe sie alle zusammen geraucht. Ich habe auf die Bäume auf der Wiese gestarrt: Es waren Nadelbäume und einige Eichen.
Ich habe die Zeitungen geordnet, den Kopf nickend im Takt. Ich habe relevante Stellen markiert, Wörter, Texte und Seiten. Ich habe die Zeitungen zerpflückt, mit Tesafilm zusammengefügt, damit du, falls du irgendwann vorbeikommst, denkst: Das ist eine, die abonniert nicht nur der Nachbarn wegen.

Auf dem Balkon zwischen Taubengeräuschen: Ich sah den Nachbarn hinter der Brüstung, unverhohlen stierte ich auf die Katzen, *diese sogenannten Stubentiger, diese sogenannten Viecher.* Ich lauschte den Autos, Sirenen, einer Musik (die kam von gegenüber). Es gab ein Spiegelbild, das mir fremd vorkam. Ich habe ihm tief in die Augen geschaut und dann einem Nachbarn, der fern am Bildrand stand, und dann einer seiner Katzen: Es war die schwarze.

Ich habe die Treppen genommen, bin barfuß über stoppelige Teppiche geschlichen, die Sandalen in der Hand. Der Nachbar hat mich trotzdem im Bademantel am Briefkasten erwischt. Sein Blick hat mich getroffen, vierzig Briefe fielen die Stufen hinab und dann ich.
Neununddreißig Briefe und ich wurden aufgehoben, durch eine Tür geschoben, ich habe im Flur schon bemerkt, dass die Ordnung der Gegenstände in dieser Wohnung nicht optimal ist. Er hat mir ein Wasser serviert, Kaffee und später drei Korn. Ich habe das Pflasterangebot angenommen, zwei Mal, für ein rechtes und für ein linkes Knie.
Wir haben die Briefe geöffnet, ungelesen wieder verstaut. Wir haben in einem Telefonbuch geblättert, die Bögen in neue Umschläge gesteckt, anders adressiert. Ich habe Abschiedsworte formuliert, kurz zwei, drei Jacken aus der Küche in ein Zimmer getragen. Die Tür wurde hinter mit geschlossen, im Flur war es still.

Ich habe vier Treppen genommen, die Teppichoberfläche war angenehm rau. Auf der Straße lagen: Jacken, Briefe, Reste von Geschirr. Die Polizei, *dieser sogenannte Staatsapparat, diese sogenannte Bullerei* hat mir beim Absperren zugenickt, und ich sagte, ich wolle nicht stören, nur den Bus nehmen, wenn das eins sei, dann sicher kein Problem.

Im Bus im Fenster war ein schmutziger Himmel, obwohl ein großer Teil des Tages noch nicht ins Land, *in dieses sogenannte Land, in*

diese sogenannte Stadt gegangen war. Ich habe in der ersten Etage gesessen, auf die Fensterscheibe gestarrt, auf die Tropfen obendrauf. Währenddessen habe ich kleine Gebäckfetzen gegessen. Sie waren trocken, meine Hände hatten danach trotzdem einen Schmier.
An einer Haltestelle vor einer Tür, ganz kurz davor, bin ich doch wieder umgekehrt. Die Hausnummer konnte ich nicht erinnern, nicht die Etage, nicht die Farbe der Gardinen oder ob da Pflanzen waren. Ich habe an andere Häuser gedacht, habe noch mal zu den Fenstern gesehen. Wer weiß, ob es überhaupt das richtige Haus war.
In einer Straße um zwei Ecken habe ich einen ansprechenden Laden gefunden, habe mich auf einer Bierbankgarnitur platziert. Ich habe neben dem Kind gesessen und eine Linsensuppe bestellt. Es trug diesen blauen Ranzen mit Eisbärmotiven und Fischen dazwischen. Ich habe dem Kind eine Serviette gereicht, habe ihm die Brille geputzt, mir die Nase. Ich habe das Kind mit Eingelegtem gefüttert, mit Brot und mit Löffeln, habe ihm zum Abschied die Hand angeboten, doch eingeschlagen hat es nicht.

Durch die Stadt und durch Wälder, habe Seen passiert und badende Menschen, Bahnstrecken und Felder, Fahrradwege, und all das war hell, all das war schön. Ich habe Zweige über und unter mir gesehen, vorne und hinten. Ich habe einen Bekannten auf dem Fahrrad erwischt. Kaum zu glauben, dass man hier, fernab vom Zentrum, nicht Fremden zwischen die Speichen rennt, sondern den gleichen. Ich habe Marillen und Tomaten aufgehoben, zurück in einen Leinenbeutel gesteckt. Am Horizont hat etwas Tankstellenartiges geblitzt, neben dunklen Containern. Ich bin in den Wald verschwunden und stand vor etwas, das ich Militäranlage nennen würde, aber sicher bin ich mir da nicht.
Ich bin zwischen Bäumen umhergeschlichen, habe gesammelt: Äste, Patronenhülsen, eine intakte Bierflasche, noch voll. Ich habe ein Fahrrad genommen, abgeschlossen war es nicht. Es war ein rotes Fahrrad mit guter Ausstattung, nur ein Licht konnte ich nicht finden oder entzünden. Ich bin mehrere Kilometer gen Osten gefahren, einige gen Norden.

Ich habe geschellt, keiner nahm ab, ich habe einen anderen Klingelknopf ausgewählt, einige Zeit wartend vor der Tür verbracht. Ich habe Schlüssel gesucht, habe die Tür auf- und hinter mir geschlossen. Ich habe aus dem Fenster geschaut, eine Weile, und keine Seele auf der Straße gesehen.

Ich habe Salat verlesen, die Blattläuse von den Blättern gefischt, den Dreck abgespült, jedes einzelne in gleich große Teile zerpflückt. Ich habe die Tomaten halbiert, und die Gurke habe ich zerteilt. Ich habe zwei Schüsseln serviert, eine Soße gerührt. Den Sekt habe ich ins Eisfach gesteckt, damit du, falls du am Abend vorbeikommst, denkst: Das ist eine, die hat ein Gespür für die Situation.
Ich habe eine rostige Schere genommen, habe mir rechts und links das Haar unter den Ohren gestutzt, habe die hellen Strähnen eingesammelt und auf verschiedene Gefäße verteilt. Ich habe die Küche gefegt, ein Zimmer und dazwischen den Flur. Ich habe den Staubsauger geholt und das Saugrohr tief in meinen Rachen gesteckt.

Hinter den Fenstern ist es dunkel gewesen und dann auch zwischen meinen und jenen. Über den Häusern explodierte ein Feuerwerk, der Kalender hat kein besonderes Datum angezeigt.

Als du vorbeigekommen bist, hast du die Bücher in einer dir fragwürdig erscheinenden Ordnung vorgefunden. Explizit hast du gesagt, dieser Borges-Band sei aber ganz falsch platziert. Viel habe ich nicht gedacht, eins nur: dass dieses Gerede gefehlt hat. Gesagt habe ich vieles, unter anderem: Borges könne man auch andersrum denken, von Foucault her. Unter anderem: Das könne man sich vorstellen, in etwa wie die Rückwärtssuche bei Google oder ein Pferd, das von hinten aufgezäumt, oder ein Flugzeug, das gegen die Erdumdrehung, oder...
Später, während du das Fahrrad ins Erdgeschoss trugst, versuchte ich, dir radikale Traurigkeit hinterherzubuchstabieren, doch schon beim L begannen mir die Füße im Holzboden zu versinken, in dieser schadhaften Stelle zwischen zwei Brettern. Sie wuchs kaum merklich, aber doch. Meine Tür glitt langsam in den Treibsand, verzweifelt klammerte ich mich an die Bettkante, griff nach den Büchern und was ich sonst noch so geordnet hatte. Das Regal muss mindestens mein doppeltes Gewicht gehabt haben, so schnell wie es verschwand. Ich versuchte, den Nachbarn zu erreichen. Ich rief: Herr Nachbar, passen Sie auf, da kommt ein gewaltiges Regal auf Sie zu, bevor auch mein Kopf in den Dielen versank.

AN ARCHAEOLOGY OF BODY

Giselle Bernard

The Italian summer is coming to an end, and she is walking cautiously into the lake, taking in the sight of the shore opposite, slowly entrusting her limbs, still warm like stones left in the sun, to the cool water.

When my friend shows me the picture she captured of that moment, it takes me a fraction of a second to realise the woman in it is me. In this crack, I think she is beautiful. Her figure, colourful bikini and the gorgeous landscape would not look out of place in a magazine.

My first impressions, once I link the body to myself, shift dramatically. Her curves, once they are mine, are too curvy. Her elegant stride becomes awkward. I wonder: when did I learn to hate my flesh?

Growing up, I wanted to wear earrings to disobey my mother and be like all the other girls. At the same time, I thought they'd make the disgraceful protrusions, whose poking through my thin flat hair already elicited enough mockery in the playground as it was, even more obvious. It must have been one of my first experiences of walking the impossibly fine line between contradictory demands and expectations. Smart but not too smart. Funny but not too funny. Selfless but not desperate. Beautiful earrings to become a woman or chopping the goddam things off entirely for tame hair. When I made lists of other things that took up too much space, my nose was high up on them. Ears, at least, were relegated to the sides, but how inconvenient to have placed something so sizeable right in the middle. Then again, I reflected, Voldemort wasn't a particularly good look either.

When my high school friend learned, I had never cut my hair, she exclaimed: "not even trimmed it?". Maybe I should have reassured her, and spared myself, but I told her the truth: "No, not even that." She eyed me with suspicion, and the hair she'd always found so pretty was suddenly forked and the tips were spoiled. She could see it, not because of what I'd just told her, of course not, it was glaringly obvious and something had to be done. It wasn't about looks, she reasoned, it was about health, about hygiene, and my carelessness was quite irresponsible. There was a science to this, and everybody seemed to be an expert except me. Hair trimming, hair conditioners, antiperspirants and twice-daily showers, intimate hygiene products with names like *Femina* rather than soap, moisturising cream for skin scraped by razors, scrubs to make skin smooth, concealer, drinks to lose fat. A world of technology in the service of this feminine medicine which I had failed to be let into. And a failure it was: that alternatives could be willingly chosen never came into it. The holy rules were: polish, deodorise, reduce, erase; and much like not wearing a mask in a pandemic, flouting them was not only a disgrace to your sorry dirty self but an affront to the more enlightened and law abiding, who made sure to remind you.

In the garden, I find again a child's delight in her own body, not through another's touch but simply from the wind brushing, the earth holding, the tree shading.

I have beautiful eyes, or so I've been told. A green shade of blue specked with gold. A friend once said, good eyes and good hair

are the consolation prize for the ugly. Ever since, I've wondered. Perhaps this is why I'll never know if I'm beautiful or not. The mirror speaks no truth, images are mute and it is not a question you ever ask hoping for an honest answer.

As a child, my father once told me to tuck in my tummy. When I asked why, he said, as if it were self-explanatory: "Because it looks better that way." In front of my sisters and I, he would taunt my mother about her weight and eating habits. Too much chocolate, and why wouldn't she tell us what figure came out the last time she weighed herself? In high school every girl I knew needed to lose weight, it was a universal rule which applied to even the skinniest, and so, like an ever-receding horizon, there was no clear target to aim for, just a direction: less. In a fashion museum, my friend and I gasped at our figures when we tried on the corsets. She took many pictures of the scene, a promise of what could be, and thanks to such a simple trick, at that. During my first year at university I felt a pang of pride when a guy at a party informed us that out of my three friends and I, I was the only one with a flat stomach. I felt the pleasure of compliance then, the rewards that come with being on the good side of unwritten norms. But even that wasn't enough. I was at risk of turning into a flat chopping board, when it was another household device I was aiming for: the hourglass. Too little, too much.

> *I've got a perfect body, though sometimes I forget*
> *I've got a perfect body cause my eyelashes catch my sweat*
> *Yes, they do, they do*
>
> **Regina Spektor, Folding Chair**

Throughout my early teens, I read in girls' magazines about the changes to come. My body, I was told, would transform in ways that might make me uncomfortable. I braced myself with a mixture of apprehension and curiosity, but the seismic shift never camve. The first few droplets of blood were hardly earth-shattering, the pain that came later was a little more. I spent most of these years considering my body like something dangling more – or less – decoratively from my brain. My chest never developed into something full, heavy, or symmetrical and it was a while before I stopped waiting. Looking back, I don't think that there were no changes. Only, they ran deeper: a drawn-out undercurrent as much be-

neath the surface of my skin as above, and no almighty tsunami. I could always recognise myself. Most of my days unfolded much like the previous, much like the next. Still, breasts or not, it soon became necessary to hide the nipples showing through T-shirts, and then, to wear push-up bras I was promised would get me into clubs and all sorts of adventures when I was still underage. Too much, too little.

As soon as the first hair began to appear, the question was how to get rid of them. There was cream, bought in secret to escape my mother's vigilance, razors, cutting, which came with the threat of the hair growing back even thicker, leaving dark specks under the skin. Then there was wax, but it seemed to me, only some were gifted with the power to use it without provoking rashes that covered your legs in red dots, and I wasn't one of them. Besides, with wax, hair had to be grown out before you could eradicate it again. There was no easy solution, and it was an ever-expanding problem. At the beach, I looked away from the dark mane my mother kept under her armpits. I didn't see it as brave then: I'd heard my grandparents comment on it too many times. They couldn't understand it, they said, how unhygienic, how disrespectful, especially to my father.

I had a lover, he kissed my body hair. Not so long ago, I wouldn't have believed I'd ever come to enjoy it myself, let alone that it would inspire anything other than revulsion in someone else. But he wandered through the stems and vales, dipped his lip in the sweat; we shared the salt of the harvest.

The first time I saw my vulva – a word I didn't know yet – I thought there must have been a mistake. It looked like nothing I'd seen before, and where was the gaping hole I was supposed to have between my legs? What was this mess of fleshy wrinkles and hair, and this smell which wasn't roses, this moisture that was a little sticky? Surely this was not the sacred feminine flower they were all after, scheming and fighting to pollinate? No one would ever want to touch that, I thought, and there's no way anything's getting in. Afterwards, that too, I began to conceal, even from myself.

I didn't didn't close the curtains on our intertwined bodies, this time. I don't quite remember how the moments aligned, what came first, what was last. I like this rhizome we formed. Le poids de tes hanches sur mon dos, my mouth on your ear, your body

beneath mine, holding on, la décharge électrique qui traverse ton ventre sous ma main, your lips effleurant mon nombril, your cried out whispers. J'aime la façon dont nos lignes s'entremêlent, barely attributable to one or the other anymore.

I clearly remember when the thigh gap became a thing. I was old enough by then to call bullshit, supported by a few sensible *Guardian* articles. Still, I now had a name for the joining of my legs which caused a rubbing noise as I walked in trousers. I had always suspected others would notice, now I knew they had, and I added looking for the empty space to my unforgiving mirror inspection. I was ashamed of my body, but I read so much, and so I had to be ashamed of that too.

I learned about cellulite and stretch marks when I was young enough to look upon them with a mixture of unconcerned arrogance and pity. In the night brimming with possibilities I shared with one of my first university friends, in an unknown town we'd travelled to for the weekend, I heard her exclaim in disgust: « C'est pas possible! ». How dare the woman in front of us, making her way into a bar, wear such a tight red dress, revealing all the folds and crevices under the fabric? I remained silent, feeling uneasy, but unable to express why. My friend seemed so certain of being in the right. My neighbour too, had said a woman should dress to her weight and age. Cover up, just the right amount, not too little, not too much.

Old bodies are worn, and young bodies are bruised, so what you gotta do? I am tired of hiding, looking for the "right" angle where I'm small enough, sweet enough, someone-else enough. Tired of chasing paper dreams and impossible fantasies that feel more sinister by the day.

Bigfoot is a monster, big feet are for Berthe, the unglamorous queen aux grands pieds. The women in my family have bigger feet than the men. And no matter how we dress them up, twist them onto heels and into straps, the threat remains. It must be sniggered away.

Half in sleep I thought I despised the women around me for repeating the same mistakes over and over again. For being so blind to the most common of patterns. But part of me wanted to be like them, to throw myself with the same energy into my own

destruction – at least, it would make for good entertainment. I was sorry and angry at them, sorry and angry for us, that we were not better at the art of being indifferent and happy.

But perhaps there are other ways. The woman in the photo is gone already. She walks in a different light. The bikini wore out and has been switched for another. And even if I still do not know what the formula to her is, I know it is more than the simple sum of her parts. I fancy it is not to be found in orderly mathematics, but in the materiality and jumble of many-coloured threads; threads being woven into an ever more resilient fabric. The things I could not say, I can, and will, write. Et un jour, je nous dirai:

> *J'ai parfois le vertige en songeant à tes lèvres*
> *Ma brune maîtresse, si belle d'être brune, comme la nuit*
> *que j'aime et si belle d'être toi !*
>
> **Lettres de Renée Vivien à Kérimé**

VI

Biografien der Autor*innen

Alina Klisch

ist 24 Jahre alt und schreibt schon seit ihrer Kindheit. Ihr Lebenslauf reicht vom BWL Studium bis zur Tantra Yoga Ausbildung. Sie mag Veränderung, und so experimentiert sie auch gerne mit Worten. Ihre Texte können politisch, persönlich oder vollkommen fiktiv sein. Sie liebt den Moment, wenn Texte wie Spiegel für Leser*innen wirken und so Prozesse anregen.

Charlotte Wührer

ist eine englisch-deutsche Schriftstellerin und Übersetzerin. Ihre englischen Kurzgeschichten wurden unter anderem von *Sand Journal, Ellipsis Zine* und *Counter Service* veröffentlicht. Sie schreibt zur Zeit eine Novelle und im Winter 2020 erhält sie ein Stipendium von Saari Residency in Finnland.

Christina Focken

geboren 1991, studiert den Masterstudiengang Global Studies an der Humboldt-Universität zu Berlin. Jeweils ein Semester ihres Masterstudiums verbrachte sie in Bangkok und Buenos Aires.

Dana Vowinckel

ist aufgewachsen in Kreuzberg und hat es trotz zahlreicher Versuche nie geschafft, Berlin länger als ein Jahr fernzubleiben. Dabei lebte sie vor dem Studium in New York City und arbeitete dort für die *Labyrinth Theater Company*. Im Rahmen ihres Studiums zog es sie nach Toulouse und an die University of Cambridge. Wegen dieser engen Verbundenheit zur Heimatstadt, spiegelt sich Berlin häufig in ihren literarischen Arbeiten wider. Sie erhielt außerdem Förderpreise des Treffens junger Autoren 2011 und 2013 und stand bereits 2018 auf der Shortlist für Berlin Stories.

Elisabeth Pape

geboren 1995, hat Theaterwissenschaften und Literaturwissenschaften an der Freien Universität in Berlin studiert und befindet sich seit 2018 im Studium des Szenischen Schreibens an der Universität der Künste Berlin. Für die Inszenierung *Born Digital* des Jungen Deutschen Theaters hat sie 2016 erstmals Texte für die Bühne geschrieben. Im Februar 2020 nahm sie an einer Lyrik-Werkstatt mit Tom Schulz teil.

Florian Lehmut

hat in Berlin Anglistik, Publizistik und Informatik studiert. Seine Abschlussarbeit ist stets nur wenige Wochen von der Fertigstellung entfernt. Auf floffi.media schreibt er seit 2008 über Kultur im Netz und Abenteuer in der Kohlenstoffwelt.

Gary Flanell

lebt, schreibt und musiziert im Osten Berlins. Wen er all dies nicht tut, arbeitet er als Sozialarbeiter. Davor hat er sich lange als Musikjournalist, Labelbetreiber (John Steam Records), Radiomacher und DJ durchgeschlagen (Foto: Gabriele Summen).

Giselle Bernard

was born in Scotland and raised in France. She is now based in Berlin, where she is completing a Master's degree in history. She spends the best part of her free time reading forgotten queer women writers, playing out-of-tune pianos, not giving up on her German and (unsuccessfully) trying to learn Arabic.

Hannes Kroke

ist 20 Jahre alt und studiert Physik an der Freien Universität zu Berlin. Ihn fasziniert am Schreiben das Zusammenstellen von Charakteren und Ereignissen, so, wie man selbst sich das vorstellt; das „einer Idee Struktur geben"; das Suchen von Wörtern für das, was man nicht beschreiben kann; und die Überraschung, sich das hinterher durchzulesen und sich zu wundern, was es geworden ist.

Helen-C. Boldt

lebt seit 2017 in Berlin, die vielen Straßen der Stadt bieten ihr den Raum für meditative Wanderungen. Mehr als in Berlin lebt sie allerdings in ihren Theologiebüchern. Das Studium hat ihr die Reise in neue Sprach- und Gedankenwelten ermöglicht.

Ina Raterink

wurde 1986 irgendwo im niedersächsischen Nirgendwo geboren, schreibt irgendwie schon immer gerne und das am liebsten sarkastisch detailliert aus dem Alltagsleben in der Hauptstadt. Nachdem sie einige Jahre als Heilerziehungspflegerin gearbeitet hat, entschloss sie sich, das Abitur nachzuholen. Jetzt studiert sie Publizistik- und Kommunikationswissenschaft und Politikwissenschaft an der Freien Universität zu Berlin.

Jacob Segler

ist 22 Jahre alt und studiert Psychologie. Am Schreiben fasziniert ihn das Schaffen neuer Welten und in Kombination mit Emotion und Fiktion etwas Reales auf dem Papier zu erschaffen.

Jasmin Veeh-Chaudhry

studiert seit 2017 Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft und Philosophie an der Freien Universität Berlin. Sie engagiert sich politisch in der Fachschaftsinitiative der AVL und organisiert Lesungen und Schreibtreffen in ihrer Freizeit. Neben mehreren Kurzgeschichtensammlungen, einer Gedichtkollektion und zahlreichen anderen Werken, werden ihre Texte 2020 in dieser sowie der Anthologie *Double Exposures* veröffentlicht.

jô osbórnia

(1990) ist trans*, nicht-binär, Migrant*in, Dichter*in, Übersetzer*in und Performer*in. Zog nach dem medial-juristischen Putsch 2016 in Brasilien mit einem Stipendium des Poesiefestivals/Hauses für Poesie von Rio de Janeiro nach Berlin. Studiert deutsche Literatur und Hungarologie an der Humboldt Universität. Gründer*in von KUIR (kuirpoetry.wordpress.com), einem unabhängigen und kollaborativen Projekt zur Förderung queerer Dichtung. Erster Lyrikband, „uns“, erscheint bald zweisprachig beim Urutau Verlag (Brasilien).

Josephine Bätz

(geb. 1996) schreibt Lyrik, Flash Fiction und Kurzprosa auf Deutsch und Englisch. 2016 eingeladen zum Treffen junger Autor*innen, 2017 und 2018 Jahrespreisträgerin beim Bundeswettbewerb *lyrix*. 2019 studentische Stadtschreiberin für Berlin. 2020 Teilnahme an der Young-Poems-Anthologie *in den ruinen des BER siedeln wir wölfe an* zum 21. Poesiefestival Berlin.

Julia Dorsch

*1994 in Berlin, wuchs in der italienischen Schweiz auf und studiert derzeit Soziale Arbeit an der Alice-Salomon-Hochschule in Berlin. Sie ist Mitglied des Lyrikkollektivs *das ad hoc* in Berlin und interessiert sich besonders für innovative und intermediale Lesungsformate. 2018 nahm sie am Berlinisi Festival für junge deutsche und georgische Literatur und an der Literatur Arena des poet|bewegt Preises teil. Ihre Gedichte erschienen in Zeitschriften und Anthologien, zuletzt im Jahrbuch der Lyrik 2019.

Julian Goldmann

24, ist in Berlin geboren, aufgewachsen, zur Schule gegangen, und hat an der Humboldt-Universität Klassische Philologie und Chinesisch studiert. Schreiberfahrung hat er als Praktikant beim Tagesspiegel und bei der englischen Studierendenzeitung *Varsity* gesammelt. Derzeit lebt er in Oxford und studiert dort im Master Politische Theorie.

Kutluğ Kocabaş

ist 1992 in Ankara geboren. Seit jungen Jahren schreibt er Kurzgeschichten und Artikel, von denen einige während und nach der Universität in verschiedenen Magazinen veröffentlichet wurden. Er hat Kommunikation und Design in der Türkei studiert und anschließend als Autor bei einem Filmmagazin sowie bei unterschiedlichen Onlineplattformen als Content/Video Creator gearbeitet. Seit 2017 wohnt er in Berlin und studiert Amerikanische Kultur und Wirtschaft an der Freien Universität zu Berlin. Hauptsächlich verfasst er Texte in Englisch und Türkisch. Zu seinen Texten wird er von Themen wie Geschichte, politische Kultur, Science-Fiction, Mythen und Legenden inspiriert.

Laura Karoline Rogalski

geboren 1992 in Bielefeld, hat in Neuseeland und Kolumbien gelebt, studiert Soziologie und Politikwissenschaft an der Humboldt-Universität und arbeitet am Sonderforschungsbereich Affective Societies. Sie schreibt Theoriehausarbeiten und Prosa.

Leon Disser

geboren 1993, studiert Gesellschafts- und Wirtschaftskommunikation an der Universität der Künste. Er stammt aus der Nähe von Frankfurt am Main, schreibt seit der Grundschule gerne kleine Geschichten, nahm mit seinen Texten bereits an einer Schreibwerkstatt mit Thomas von Steinaecker teil und schreibt freiberuflich über die Berliner Gastroszene. Seine Texte handeln meist von denkwürdigen Begegnungen im Großstadtalltag und von Reisen.

Lilith Tiefenbacher

(*1993 in Frankfurt a. M.) lebt in Berlin. Neben Auslandsaufenthalten in China und Frankreich, studiert(e) sie Medizin, Philosophie und Komparatistik in Berlin. 2019 erhielt sie eine Zulassung am Deutschen Literaturinstitut Leipzig. 2020 war sie Teilnehmerin der Schreibwerkstatt open poems unter der Leitung von Uljana Wolf.

Maleen Harten

kommt aus Kiel und lebt seit acht Jahren in Berlin.
Sie hat sich in ihren Zwanzigern in allen möglichen Ausbildungen und Studienfächern ausgetobt. Erfahrungen mussten stets selbst erlebt werden, zum Beispiel für Freie Kunst bewerben, Äpfel pflücken in Neuseeland, in der Jugendpsychiatrie Fotoprojekte machen, in einer KZ-Gedenkstätte im Archiv arbeiten oder in Kopenhagen im Ehrenamtscafé Kaffee ausschenken. Doch der rote Faden, der sich verlässlich durch ihr ganzes Leben zieht, sind das Schreiben und das Fragenstellen.

Marie Zoom

(*1996), studierte Deutsch-Französische Literatur- und Kulturstudien und lebt irgendwo zwischen Berlin und Bordeaux. Ihre ersten Schritte hat sie im Elsaß gemacht und ist seither nicht mehr von Frankreich losgekommen, aber vielleicht wird das im Master – oder dem Zweitstudium Lehramt – anders. Auf ihrem Blog: mariealetranger.wordpress.com berichtet sie vom Studentenleben zwischen den Nachbarländern.

Sally Strauchmann

ist 20 Jahre alt und studiert Publizistik- und Kommunikationswissenschaften an der Freien Universität zu Berlin. Das Schreiben ist für sie eine Art Tagebuch an sie selbst, ein Fangnetz für Momente und Gefühle, die sie gerne festhalten möchte. Es ist eine Suche nach dem richtigen Wort, das einer Situation die richtige Atmosphäre oder einem Gefühl den wirklichen Tiefgang verleiht. Manchmal ist das Schreiben auch der einzige Weg, Unaussprechliches auszusprechen und sich Gehör zu verschaffen.

Ulrike Günther

Jahrgang 1978, lebt in Berlin und ist seit 2020 Absolventin des Masterstudiengangs Biografisches und Kreatives Schreiben an der Alice-Salomon-Hochschule Berlin. Im Jahr 2016 hat sie nach zehn Jahren als Anwältin ihre Robe an den Nagel gehängt, um sich ganz ihrer großen Leidenschaft für das kreative Schreiben zu widmen. Ihre neue Wahlheimat Berlin erkundet die Bloggerin (www.ulrikearabella.de) am liebsten als Wörterwanderin.

Vinzenz v. Thuine

geboren 1965 ebenda. Seit gut 20 Jahren mit seiner Familie in Berlin. Im ersten Leben Volkswirt, Unternehmensberater, Firmensanierer und Finanzinvestor. Seit dem Wintersemester 2019/20 Student an der Freien Universität zu Berlin, Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft und Philosophie. Malt, zeichnet – und schreibt: Erzählungen, Miniaturen, Gedichte, Aphorismen.

IMPRESSUM

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

Herausgeber I Publisher
© studierendenWERK Berlin
Hardenbergstr. 34
10623 Berlin

www.stw.berlin/kultur

Redaktion I Editorial Team
Bianca Othmann, Theresa Brehm, Mariona Solé Aixàs
BKI - Büro Kultur & Internationales

Satz, Gestaltung I Typesetting, Design
Isabella Zappe, Bianca Othmann, Katja Hommel

Illustrationen, Cover I Illustrations, Cover
Isabella Zappe

Lektorat I Proofreading
Natalie Wormsbecher, Manuela Ebel, Bianca Othmann

Druck I Printing
H.-E. Schmidt GmbH Druckerei-Verlag-Werbetechnik
Hanno-Ring 10, 30880 Laatzen
Dieses Buch wurde umweltfreundlich gedruckt, auf 100 % Recyclingpapier (Blauer Engel zertifiziert).

Das Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Herausgebers und der Autor*innen unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

ISBN 978-3-9822497-0-4
Berlin, Dezember 2020